

Kirchenzeitung

Evangelisches Wochenblatt für die Nordkirche Nr. 4 | 76. Jahrgang | 24. Januar 2021 | 2,20 Euro | www.kirchenzeitung-mv.de

ANZEIGE



Evangelische Bank

Ihr Geld in guten Händen

www.eb.de



Wo Pfarrstellen ruhen
Der pommersche Kirchenkreis stellt sich auf Pastorenmangel ein 11



Wo Tischler hobeln
In Bernitt wird das 200 Jahre alte Kirchengestühl restauriert 14

KURZ GESAGT

VON SVEN KRISZIO

Die meisten Fenster sind jetzt schon wieder dunkel. Von all den blinkenden Sternen und funkelnden Lichtern aus der Advents- und Weihnachtszeit ist kaum etwas geblieben. Wie schade! Ich genieße die Lichter in dieser Jahreszeit nämlich ganz besonders. Und deswegen steht mein kleiner Lichterbogen mit zehn Kerzen weiterhin am Wohnzimmerfenster und leuchtet gegen das Dunkel an – manchmal schon mittags und so lange, bis die Tage wieder heller werden.

Manche mögen das kitschig finden. Ich bin da mittlerweile anderer Meinung. Weihnachten ist noch längst nicht vorbei. Früher feierten Christen die Weihnachtszeit sogar bis in den Februar hinein. Meine paar Lichter sind ein Bekenntnis dazu. Sie sollen Zeugen der Hoffnung sein, dass Gott bei uns ist. Sie erinnern mich jeden Tag an das „Fürchtet euch nicht“ des Engels und die Geburt Jesu im Stall. Auch jetzt mitten im Januar.

DOSSIER

Jüdisches Leben

In diesem Jahr feiern wir in Deutschland 1700 Jahre jüdisches Leben. Wir blicken daher zurück auf die Geschichte der Juden in Deutschland – vom Jahr 321 bis ins Nachkriegsdeutschland. Wie das Jubiläum gefeiert wird, was ein jüdischer Religionslehrer zum Leben der Juden in Deutschland zu sagen und welches Schicksal ein früherer jüdischer Opersänger gefunden hat, lesen Sie auf den Seiten 4 und 5.



PASTOR TILMAN BAIER

ist Chefredakteur der Evangelischen Zeitung und der Kirchenzeitung MV



„Reserviert für Deinen Engel“

Wie können die Kirchen trotz Abstandsgeboten einladend aussehen? Die Schweden machen's vor

Rot-weißes Flatterband durch die Kirche zu ziehen, wirkt wenig stimmungsvoll, findet Religionspädagogin Andrea Lehnert aus Stralsund. Für die Marienkirche hat sie eine originelle Lösung gefunden.

VON SYBILLE MARX

Stralsund. Überall diese Absperrbänder, Abstandshinweise, Verbote. Was die Corona-Maßnahmen in der Praxis an Symbolen hervorbringen, vereinzelt auch in Kirchen von Mecklenburg-Vorpommern, „sieht leider nicht einladend aus“, seufzt Religionspädagogin Andrea Lehnert. Die riesige St.-Marien-Kirche in Stralsund, in der ihr Mann Pastor ist, darf zwar auch im Lockdown für Gottesdienste genutzt werden – bis zu 250 Besucher sind derzeit hier zugelassen, aber immer nur im 1,50-Meter-Abstand voneinander. Schon im Frühjahr 2020 fand Andrea Lehnert: „Wir brauchen eine Lösung, die diesen Abstand herstellt und trotzdem einladend wirkt.“

Als sie mit ihrer Familie im September einen Tagesausflug nach Dalby in Südschweden machte, flog ihnen die Lösung quasi vor die Füße. Lehnerts besichtigte die älteste Steinkirche von Schweden, die Heiligkreuzkirche von 1060. Dort auf den Bänken, auf jedem zweiten Sitzplatz, prangte ein Zettel mit einem Engel darauf und dem Schriftzug: „Reservat för Änglarna“, für Engel reserviert. „Wir dachten, das brauchen wir auch.“

Inzwischen hat es die Gemeinde umgesetzt: Seit Dezember klebt nun an jedem zweiten Platz auf den Bän-



In der Stralsunder Marienkirche signalisieren Zettel an den Bankleihen, wo Platz bleiben muss für die Engel.

ken in der Stralsunder Marienkirche ein Zettel mit Engelsbild und dem Hinweis: „Reserviert für Deinen Engel“. „Wir haben ganz viele positive Reaktionen bekommen“, erzählt Andrea Lehnert. Zwar hätten beim ersten Mal ein paar verwirrt nachgefragt: „Wo dürfen wir denn sitzen, wenn hier alles reserviert ist?“ Aber schnell war geklärt, dass das himmlische Personal nur Luft braucht.

„Diese Lösung hat auch eine seelsorgliche Dimension“, findet Andrea Lehnert. Die meisten, sogar Nicht-Christen, verbänden mit Engeln etwas sehr Positives: Schutz. Be-

gleitung. Freude. „Und wenn man so vereinzelt in der Kirche sitzen muss, ist die Vorstellung, zwischen lauter Engeln zu sitzen, doch tröstlich.“ Psalm 91,11 könne einem da vielleicht einfallen: „Denn er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen.“ Oder die biblische Geschichte von Abraham und Sarah, die sich sehnsüchtig und vergeblich Kinder wünschten – bis ein Engel der schon hoch betagten Sarah ankündigte, sie würde wirklich noch schwanger werden. „Engel gibt es auch heute noch, das sind einfache Boten Gottes, auch Menschen, die etwas Gutes verkünden“, meint Andrea Lehnert.

Und in Zeiten des Lockdowns und der Pandemie seien Mut machende Nachrichten ganz besonders wichtig. „Es ist deutlich zu merken, dass die Situation den Leuten inzwi-

sehen sehr zu schaffen macht“, findet die Pädagogin. Zu den Gottesdiensten kämen derzeit viel weniger Menschen als sonst, trotz der himmlischen Abstandhalter. „Viele haben einfach Angst.“ Beim Gottesdienst, der wie üblich seit Jahresbeginn in der geheizten Heil-Geist-Kirche stattfindet, hätten neulich nur etwa 50 Gemeindeglieder in den Bänken gesessen – obwohl die Besucher von drei Kirchengemeinden sich hier sammeln, St. Marien, St. Nikolai und Heil-Geist. „Für uns alle ist diese Zeit jetzt eine Geduldsprobe“, meint Andrea Lehnert. „Und Geduld zu haben, das sind wir in unserer Gesellschaft nicht mehr gewohnt.“ Zumal keiner wisse, wie lange er noch auf echte Begegnungen verzichten muss. „Ich vermute, wir werden uns erst Ostern wieder mit richtig guten Gefühlen treffen können.“

ZUM 3. SONNTAG NACH EPIPHANIAS

WAGNIS Eine Frau kehrt zurück ins Land ihrer Vorfahren, gezeichnet von Schicksalsschlägen. Ihren Mann und ihre beiden Söhne, mit denen sie einst die Heimat verlassen hatte, weil es im Ausland mehr Mittel zum Überleben gab, hat sie dort verloren. Nun ist die Witwe auf der Rückreise, weil sie gehört hat, dass sich die wirtschaftliche Lage zu Hause gebessert habe.

Im Schlepptau hat sie ihre beiden Schwiegertöchter, fremdstämmig, beheimatet in einer anderen Kultur, in einem anderen Glauben. An der Grenze will sie die beiden zurückschicken. Sie kennt das Misstrauen ihrer Verwandten, ihres Volkes Fremden gegenüber. Es macht keinen Sinn, beide zu enturzeln. Beide sollen sich besser unter ihresgleichen in ihrem Land neu verheiraten. Zudem gilt sie als Witwe ohne Söhne von Gott geschlagen, sie wird es auch in der alten Heimat schwer haben.

Während die eine Schwiegertochter sich tränenreich verabschiedet und umkehrt, bleibt die andere an ihrer Seite.

Sie will das harte Schicksal ihrer Schwiegermutter weiterhin mittragen, ja, sie bekennt sich sogar zu diesem harten, unbegreiflichen Gott der Alten.

Ja, hart ist der Beginn dieser Geschichte, die das Buch Rut hier aus dem alten Israel erzählt – und die sich bis heute unzählige Male wiederholt hat. Sie spricht von Heimatverlust und Entwurzelung; von der Angst, als Fremde nicht willkommen zu sein; von Frauen, die ohne Männer auch im eigenen Volk höchstens Bittstellerinnen sind.

Und es ist eine wunderbare Geschichte, die erzählt von Solidarität, ja von Liebe, die Menschen Mut macht, sich ins Unbekannte zu wagen, so wie Rut es für ihre Schwiegermutter auf sich nimmt. Und es ist eine eigenwillige Missionsgeschichte. Das Vorbild ihrer Schwiegermutter ist für Rut so groß, dass sie sich auf deren Gott einlässt, der doch so hart und ungeründlich an dieser handelt hat. Das ist für mich das Denkwürdigste an dieser Geschichte: Liebe zu einem Menschen nimmt es sogar mit einem zornigen Gott auf.

„Wo du hingehst, da will ich auch hingehen ... dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.“
aus dem Buch Rut 1, 1-19a

ANZEIGE

SEAT

Der neue SEAT Leon

Jetzt bei uns.
AWUS mobile GmbH & Co. KG
19057 Schwerin

KOMMENTAR



VON ANKE VON LEGAT

Demokratie verteidigen

Keine Frage: An Social-Media-Plattformen wie Facebook, Instagram, Youtube oder Twitter gibt es vieles zu kritisieren: Das Sammeln von Daten; der häufig willkürlich anmutende Umgang mit Kommentaren; das Sperren von Konten, ohne dass die Nutzerinnen und Nutzer einen Grund dafür erfahren – all das sind berechtigte Vorwürfe, die bisher zu großen Teilen an den Konzernen abgeprallt sind.

Auch über die Sperrung von Donald Trumps Twitter-Konto ließe sich einiges sagen. Zum Beispiel, dass es sich dabei keineswegs um die mutige Aktion eines demokratisch gesinnten Medienmachers handelt, sondern um einen seit vier Jahren überfälligen Schritt – der jetzt, wenige Tage vor Trumps Amtsende, nur noch ein klägliches Manöver darstellt: Die Digitalkonzerne verlassen das sinkende Schiff.

Dass aber Angela Merkel – und nicht nur sie – ausgerechnet diese Sperrung als Angriff auf die Meinungsfreiheit geißelt, ist ein sehr fragwürdiges Urteil. Der mächtigste Mann der Welt hat alle denkbaren Möglichkeiten, seine Sicht der Dinge in die Öffentlichkeit zu bringen. Jedes seiner öffentlich geäußerten Worte wird von den Medien in alle Welt verbreitet. Und für diesen Mann soll der Verzicht auf das Absetzen von Kurznachrichten mit ein paar Dutzend Zeichen ein ernst zu nehmendes Einschränkung sein?

Tatsächlich gibt es weltweit Millionen von Menschen, die an der Ausübung ihres Rechts auf Meinungsfreiheit gehindert werden, und die globalen Social-Media-Konzerne sind nicht selten willfährige Helfer dabei. So sperrte Twitter 2019 in China im Vorfeld des 30. Jahrestags des Tiananmen-Massakers Hunderte von Konten – Demokratie-Aktivisten vermuten Druck der chinesischen Regierung hinter der Sperre. Auch bei blockierten

Journalistinnen oder Bloggern, die sich in Diktaturen für Menschenrechte einsetzen, liegt der Verdacht der Einflussnahme durch die jeweiligen Regierungen nah. In diesen Fällen wäre laute, entschlossene Kritik seitens der deutschen Regierung angemessen. Leider bleibt sie häufig aus.

Das Grundproblem jedoch ist die Tatsache, dass private Konzerne mit dem Recht auf Meinungsfreiheit zwar Geld verdienen, aber keinerlei Interesse daran haben, mit diesem Recht verantwortungsvoll umzugehen. Denn die Meinungsfreiheit hat Grenzen – so wie jedes andere Grundrecht auch. Diese Grenze ist das Recht auf unbedingte Würde, das der Erklärung der Menschenrechte und auch dem deutschen Grundgesetz vorangestellt ist – eine Würde, die ihre Wurzel in der jüdisch-christlichen Vorstellung von der Gottebenbildlichkeit des Menschen hat. Wo die Menschenwürde verletzt wird, in Beleidigungen, Verunglimpfungen, Hetze oder Aufrufen zu Gewalt, ist diese Grenze überschritten. Das Schüren von Hass ist nicht mehr von der Meinungsfreiheit gedeckt; es muss unterbunden werden.

Nur wie? Die Politik hat noch keine Möglichkeit gefunden, die privaten Medien-Konzerne zum Einhalten von Menschenrechten und demokratischen Regeln zu zwingen – weil sie durch ihre Reichweite eine ungeheure Macht entfalten, aber auch deswegen, weil der „freie Markt“ nach wie vor ein fast unantastbares Paradigma ist. „Man muss sich in Politik und Wirtschaft trauen, die liberale Demokratie als überlegenes System zu betrachten“, schreibt der Social-Media-Blogger Sascha Lobo auf Spiegel-Online. Wenn wir es nicht wagen, dieses überlegene System gegen die zügellosen Datensammler zu verteidigen, wird es womöglich demnächst untergehen.

Akt der Nächstenliebe

EIN KOMMENTAR VON TILMAN BAIER

Darf die Kirche den assistierten Suizid in den eigenen Einrichtungen unterstützen? Ralf Meister, Bischof von Hannover, meinte bereits im August: Ja – als Akt der Nächstenliebe.

Es gab daraufhin sowohl ablehnende als auch zustimmende Meinungen, doch dann war in der Öffentlichkeit dazu nichts mehr zu hören. Erst nachdem am 11. Januar die Frankfurter Allgemeine Zeitung ein zustimmendes Votum des Diakonik-Präsidenten Ulrich Lilie und des Vorsitzenden der Kammer für öffentliche Verantwortung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Reiner Anselm, veröffentlicht hatte, brach ein Sturm der Entrüstung los. Die kritischen Reaktionen reichen von „irrwitzig“, „trotlos und zynisch“ bis hin zu der Frage der katholischen „Tagesspost“ aus Würzburg, welche Druck diese Befürworter eines assis-

tierten Suizids „eingeworfen“ hätten.

Es scheint, als ob die immer roher werdende Debatten-Unkultur nun auch im innerkirchlichen Bereich angekommen ist. Dabei hat dieses Thema einen tiefgründigen Dialog verdient. Sicher, und daran haben Meister, Lilie und Anselm keinen Zweifel gelassen, ist die passive Sterbehilfe unter Ausnutzung aller palliativen Möglichkeiten der bessere Weg aus dem Leben. Doch es ist feige, sich den verzweifelten Hilferufen nicht zu stellen und die Hände in Unschuld zu waschen, wenn Sterbewillige den Weg ins Ausland nehmen oder darauf achten müssen, nur nicht in ein kirchlich-diakonisches Haus eingewiesen zu werden. Und nur ein solches Angebot macht es möglich, mit diesen Hilfesuchenden im Gespräch zu bleiben – auch das ist ein Akt der Nächstenliebe.



Karikatur: Gerhard Meister

Sonderrechte mit Immunitätspass?

EIN KOMMENTAR VON ANDREA SEEGER

Israel kommt bei den Corona-Impfungen schnell voran. Das Land stellt bereits grüne Pässe für Geimpfte aus, erhältlich eine Woche nach der zweiten Impfung. Damit soll es ihnen möglich sein, quarantänefrei zu leben, im Lokal zu essen, Ausstellungen zu besuchen, frei zu reisen.

In Deutschland herrscht ein breiter politischer Konsens gegen Privilegien für Geimpfte. Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (CDU) wird nicht müde zu betonen, dass es eine generelle Impfpflicht nicht geben wird. Im Hintergrund lauert die Angst vor einer Spaltung der Gesellschaft und Bedenken, gegen den Gleichheitsgrundsatz des Grundgesetzes zu verstoßen.

Dennoch diskutieren Menschen in Deutschland über einen Immunitätspass, der Sonderrechte garantieren könnte. Passinhaberinnen und -inhaber müssten zum Beispiel keine Maske mehr tragen, hät-

ten freien Zugang in Restaurants oder Museen. Frank Ulrich Montgomery, der Vorstandsvorsitzende des Weltärztebundes, findet das in Ordnung. Es könne nicht sein, dass die Mehrheit derjenigen, die sich impfen lassen, sich von den Impfwilligen vorschreiben lässt, was künftig im öffentlichen Leben möglich ist und was nicht. Die Geimpften sollten langfristig Vorteile genießen dürfen, forderte Montgomery.

Kurzfristig geht da auch schon was, nicht nur in Israel. Die australische Fluggesellschaft Qantas hat angekündigt, Reisende auf internationalen Verbindungen nur dann an Bord zu lassen, wenn sie eine Impfung nachweisen können. So könnten es auch Wirte halten – diese Freiheit haben sie mit ihrem Hausrecht.

Die Debatte hierzulande ist weitgehend theoretisch – noch. Bislang mangelt es am Impfstoff. Außerdem gibt es bisher keine belast-

baren Studien, die belegen, wie lange die Immunität anhält. Es ist auch völlig unklar, ob Geimpfte nicht doch das Virus weitertragen können. Wenn es so schleppend weitergeht mit dem Impfen in den nächsten Wochen und Monaten, kommen nur Wenige zum Zug.

Und wie sollen wir uns die Sache dann vorstellen: Die 80-jährige fitte Rentnerin winkt fröhlich aus dem Fenster des Lieblingsitalieners, alleine am Tisch sitzend – denn ihre Kinder und Enkel müssen sich in Geduld üben, weil für sie noch kein Impftermin in Sicht ist? Pfarrer laden die wenigen Pass-Besitzer zum analogen Gottesdienst ein, die anderen müssen weiter digital zuschauen? Geimpfte Eltern dürfen ihr Kind in die Schule schicken, die anderen weiter Homeschooling betreiben?

In diesem Stadium fände ich es zutiefst unsolidarisch und ungerrecht, einen Immunitätspass auszustellen.

BRIEFE AN DIE REDAKTION

Bernd Krähe aus Horn-Bad Meinberg schreibt zur Diskussion um den assistierten Suizid und den Beitrag „Selbstbestimmung als hohes Gut“, Ausgabe Nr. 3 vom 17. Januar 2020.

Kein Recht auf Suizid

In unserer Gesellschaft wäre es möglich, dass die meisten Menschen (leider noch nicht alle) ohne Schmerzen sterben können. Medikamente und die Palliativversorgung machen das möglich. Besser wäre es zwar noch, man könnte in den letzten Stunden zu Hause sein. Wir wissen alle, warum das leider in vielen Fällen nicht geht.

Sie sprechen zu Recht das „zur Last fallen“ an. Es geht leider auch um Geld, denn viele Schmerzmedikamente sind sehr teuer. Der für mich persönlich viel wichtigere Aspekt ist aber der, dass ich mir nicht selber das Leben gegeben habe und ich nach meinem christlichen Verständnis auch nicht das Recht habe, es mir selber zu nehmen.

Brigitte Lange aus Dresden äußert sich zum neuen Layout und Konzept dieser der Zeitung.

Besser ein wenig an der Farbe sparen

(...) Richtig erfasst hab ich die neue inhaltliche Ausrichtung nicht, aber eigentlich sollte ich – seit sechs Jahren in Dresden – mich auch endlich mal der hiesigen Sonntagszeitung zuwenden. Deshalb quasi zum Abschied noch diese Anmerkung einer Rentnerin: Bei den farblich unterlegten Texten könnten Sie ein bisschen von der grünen Hintergrundfarbe sparen, damit sich die Texte besser abheben und leichter lesen lassen. Vermutlich ist es der gleiche Farbton wie bei den grünen Überschriften, aber da wirkt der Ton interessanterweise blasser als bei den kompakten Kästen.

Hans-Jürgen Niemann aus Bochum schreibt zum neuen Konzept und Layout dieser Zeitung.

Mit Eiferern kann man nicht diskutieren

Nachdem ich heute die Zeitung – wie gewohnt als Sonntagsfrühtüchtlektüre – gelesen habe, möchte ich Ihnen gratulieren, vor allem zu den neuen Inhalten, aber auch zu der neuen Aufmachung. Der Inhalt des Berichts über die Evangelikalen einschließlich der Überschrift war gruselig: mit Religionsseiferern ist eine Diskussion nicht möglich, da sie ja die Wahrheit besitzen, ähnlich wie die Islamisten. Man kann, was die kommenden Jahre betrifft, angesichts von 70 Millionen Trump-Anhängern schon pessimistisch werden.

Wir in der Redaktion freuen uns über Leserbrief zu Beiträgen in unserer Zeitung, auch wenn sie nicht der Meinung der Redaktionsmitglieder entsprechen. Wir behalten uns aber bei Abdruck sinnwährende Kürzungen vor.

Vielleicht hält Gott sich einige Dichter

Die Kirchensprache schien dem Schweizer Pfarrer Kurt Marti zu weit weg vom Alltag. Darum erfand er eine neue

Er kämpfte gegen Gottes dogmatische Vergötzung und bürgerliche Verharmlosung: Kurt Marti, Pfarrer und Poet, wäre am 31. Januar 100 Jahre alt geworden.

VON CHRISTIAN FELDMANN

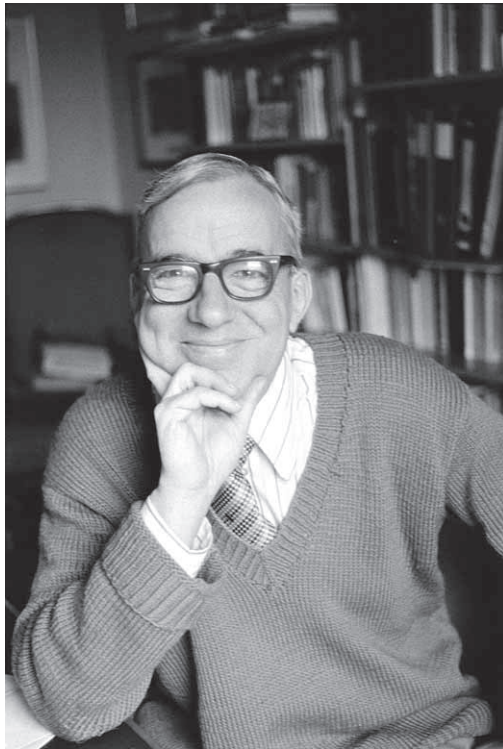
Pfarrer hatte er eigentlich niemals werden wollen. Dichter schon gar nicht. Vor 100 Jahren, am 31. Januar 1921, kam Kurt Marti in Bern zur Welt, als Sohn eines Notars und liberalen Kommunalpolitikers und einer Mutter, die ihn „mit Liebe und Ängstlichkeit“ umsorgte, wie er selbst einmal formulierte.

Nach dem Abitur leistete er seinen Wehrdienst bei der Infanterie, begann Jura in Bern zu studieren. Doch dann begegnete er Karl Barths widerborstiger, unorthodoxer Theologie. Marti wechselte das Studienfach, ging als Kriegsgefangenenseelsorger nach Paris. Später wirkte er als reformierter Pfarrer in der kleinen Industriegemeinde Niederlenz im Aargau.

Predigten als Dauergespräch

Marti heiratete und baute ein respektvolles Verhältnis zu seiner Gemeinde auf. „Predigen – für mich hieß das Dialog, Dauergespräch. Ich bin wohl eher Dialogiker als Einwegmissionar“, schätzte er sich ein. Später kehrte er als Pfarrer in seine Heimatstadt zurück und bekam Lust zu schreiben. Die gängige Kirchensprache schien ihm immer leerer, unaufrichtiger, weit weg vom wirklichen Leben. Die deutschsprachige Welt wurde aufmerksam auf den Pfarreroeten, der die sakrale Sprache so gekonnt zu verfremden wusste, hinter sinnige, bisweilen boshafte Lyrik schrieb und sich zunehmend politisch engagierte.

Kurt Marti verteidigte Wehrdienstverweigerer vor eidgenössischen Militärgerichten, beteiligte sich an Protesten gegen Atom-



Der Schweizer „Dichterpfarrer“ Kurt Marti.

kraftwerke und die Zerstörung der „Mitwelt“ – den Begriff „Umwelt“ mochte er nicht. Er klärte über den Vietnamkrieg auf und stellte den Umgang der Schweiz mit der Dritten Welt in Frage. Marti bekannte sich gern als überzeugten Schweizer, als Freund von Kleinstaaterei, Föderalismus und kultureller Vielfalt. Aber er warf seinem Land vor, dass es Wirtschafts- und Profitliberalismus mit Freiheitlichkeit

verwechselte, dass es den eigenen Wohlstand auf die Armut anderer Völker baute und sich technologischen Multis und der NATO an den Hals warf.

Beliebt bei den staatlichen und kirchlichen Obrigkeiten machte er sich damit nicht. 1972, als die evangelisch-theologische Fakultät der Universität Bern Marti auf den Lehrstuhl für Predigtkunde berufen wollte, verweigerte der kantonale

Regierungsrat die nötige Zustimmung. Kurt Marti sei ein „pastoral verkappter Marxist“.

Marti nahm den Karriereknick gelassen. Er schrieb weiter Buch um Buch – vor allem seit 1983, als er sein Pfarramt 62-jährig niederlegte –, gab den Sehnsüchten und Ängsten der kleinen Leute eine Sprache, prangerte die Zerstörung der Schöpfung und die Beschädigung von Menschenseelen an, entlarvte bürgerliche Konventionen und amtskirchliche Heuchelei.

Als clownesker Wortspieler wirft er unbekümmert Denkgewohnheiten und Redemuster durcheinander, wechselt von der hellsichtigen Zustandsbeschreibung in die melancholische Analyse. „Epiphanie“ nennt er die Aufgabe der Literatur mit einem klassischen theologischen Begriff: Die Tiefendimension der Realität zur Sprache bringen. Sprechend das Wunder entdecken, zärtlich und genau: „Insofern ist Lyrik die Sprachform der Zärtlichkeit. Ein Haar, ein Blick, ein Blatt werden in ihr unendlich wichtig, werden Epiphanien des Lebens überhaupt.“

Kirchen zu weit weg vom gekreuzigten Gott

Einen christlichen Dichter will er sich nicht nennen lassen, damit werde man nur vereinnahmt oder, schlimmer noch, abgehakt. „Vielleicht hält Gott sich einige Dichter, damit das Reden von ihm jene heilige Unberechenbarkeit bewahre, die den Priestern und Theologen abhandengekommen ist“, gibt er nichtsdestotrotz selbstbewusst zu bedenken. „Die Kirchen und ihre Beamten sind oft so weit weg vom gekreuzigten Gott, der auf der Seite der Elenden steht. Statt diese kaputte Welt getreu den Visionen der Bibel zu verändern, verströmen sie die Enttäuschten auf einen blassen Himmel“, kritisiert er.

Dagegen setzt Marti einen Gott,

der die Emanzipation und das Glück seiner Menschen will, der zum Widerstand und zum Kampf anstachelt. Ein Gott, der nicht Allmacht ist, sondern Liebe. Er fügt sogleich hinzu: konkrete, zum Engagement verpflichtende Liebe, damit das Wort nicht zur unverbindlichen Phrase gerät. Einen „Gott an sich“ kennt er nicht, nur jenen, der im armen, gekreuzigten Jesus greifbar wird – was ihn gegen Gottes dogmatische Vergötzung ebenso immun macht wie gegen seine bürgerliche Verharmlosung.

Das ewige Leben, das die Kirchen tröstend verkünden, muss laut Marti hier und heute beginnen, das Leben im Diesseits verändernd. Das heißt, Auferstehung darf, soll, muss sich jetzt und hier ereignen, jeden Tag.

Abschied von einem verengten Gottesbild

Gott ist Liebe – das bedeutet schließlich den Abschied von einem männlich verengten, patriarchalischen Gottesbild und die Wiederentdeckung seiner weiblichen Züge. Als Mann und Frau hat er den Menschen nach Auskunft der Bibel geschaffen, beide zusammen sind sein Ebenbild, deshalb muss Gott sowohl weiblich wie männlich sein.

Vielleicht werde der Messias Jesus am jüngsten Tag als Frau wiederkommen. Oder als Paar – warum nicht? Darf man Gott keine Überraschung vertrauen? fragt der Ketzer Marti, der freimütig zugibt, auch oft nicht beten zu können, und doch an Gott hing mit allen Fasern seines leidenschaftlichen Herzens.

In seinen späten Jahren sah er mit neugierigem Vertrauen dem Tod entgegen. Ob es einen Sinn hat, wenn sich dann alle im Himmel wieder begegnen? Dort müsse doch ein furchtbares Gedränge herrschen, pflegte seine Frau Hanni zweifelnd zu sagen.

Die Basis-Bibel – eine Bibel in bildschirmgerechter Sprache

Nach über zehn Jahren intensiver Übersetzungsarbeit liegt das Mammutprojekt der Deutschen Bibelgesellschaft vor

Es soll die Bibel für die Generation Internet werden: Die neue Basis-Bibel orientiert sich an Lesegewohnheiten junger Menschen. Am 21. Januar wird das Mammutprojekt abgeschlossen.

VON MARCUS MOCKLER

Bibelübersetzungen müssen gleich mehrere Gräben überbrücken: den Graben zu einer fremden Sprache, den zu einer fremden Kultur und den zu Ereignissen, die Jahrtausende zurückliegen. Kein Wunder, dass sich modernen Zeitgenossen die Welt der Heiligen Schrift nur schwer erschließt. Mit ihrem Mammutprojekt Basis-Bibel versucht die Deutsche Bibelgesellschaft, die Gräben zu überwinden. Am 21. Januar wird die komplette Ausgabe von Neuem und Altem Testament in Stuttgart veröffentlicht.

Die 40 Übersetzerinnen und Übersetzer hatten bei ihrer Übertragung von hebräischem und griechischem Urtext ins Deutsche aktuelle Lesegewohnheiten der Generation Internet vor Augen. Diese Generation liest zwar den ganzen Tag Chats, E-Mails und Blogbeiträge – doch eine intensive Beschäftigung mit Texten, die etwas Herausfordernder sind, kommt aus

der Übung. Die Konsequenz: Die Basis-Bibel verwendet kurze Sätze mit selten mehr als 16 Worten. Sie soll insbesondere zum Lesen auf Bildschirmen gut geeignet sein.

Doch wie übersetzt man Begriffe wie „Messias“ oder „Reich Gottes“ für einen religiös weniger gebildeten Menschen? Die Macher der Basis-Bibel haben sich gegen Umschreibungen entschieden. Stattdessen haben sie solche Wörter farblich markiert und an den Seitenrand einen kurzen Erklärungstext gesetzt. Auch wenn damit etwas Fremdheit in den Versen bleibt, lässt sich die Bedeutung schnell über die Randnotiz erfassen.

Schon vor zehn Jahren hatte ein Basis-Bibel-Team das Neue Testament übersetzt. Das Projekt fand schnell sein Publikum, mehr als 200 000 Exemplare wurden nach Angaben der Deutschen Bibelgesellschaft verkauft. Die Psalmen erschienen 2012, doch es hat bis heute gedauert, das Alte Testament komplett in eine moderne Sprache zu bringen. Für die nun vollendete Bibledition wurde allerdings auch das Neue Testament noch mal unter die Übersetzerlupe genommen. Dabei hat das Team 15 Prozent des Textbestandes und einen Großteil der Erklärungstexte revidiert.



Der katholische Theologe Matthias Jendrek ist eines von 15 Mitgliedern im Übersetzungsteam des Alten Testaments der Basis-Bibel.

Treue Kirchgänger haben die berühmte Frage von Jesus Christus nach Luthers Übersetzung im Ohr (Matthäus-Evangelium, Kapitel 16, Vers 26): „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ In der Basisbibel klingt der Satz so: „Was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber sein Leben dabei verliert?“

Gedacht ist die Basis-Bibel vor

allem für junge Leute. Oder für Menschen, die eine „Erstbegegnung mit der Bibel“ haben wollen, wie es im Kirchendeutsch heißt. So formulierte es der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) im vergangenen Juni. Der Rat ist von dem Projekt überzeugt und empfiehlt die Basis-Bibel offiziell für die kirchliche Arbeit. Gedacht ist dabei vor allem an Kinder und Jugendliche in Jungscharen und Konfirmandengruppen. Man

betrachte die Basis-Bibel als Ergänzung zur Lutherbibel, die im deutschen Protestantismus nach wie vor an erster Stelle steht.

Annette Kurschus, Präsés der Evangelischen Kirche von Westfalen und Aufsichtsratsvorsitzende der Deutschen Bibelgesellschaft, findet in der Basis-Bibel eine Sprache, „die Menschen mit hineinnimmt und nicht ausschließt“. Damit leistete sie einen entscheidenden Beitrag, dass die Bibel auch im 21. Jahrhundert als Buch der Bücher erfahrbar werde. Der Generalsekretär der Deutschen Bibelgesellschaft, Christoph Rösel, sagt, die Basis-Bibel stehe in der Tradition des Bibelübersetzers Martin Luther: Sie sei urtextnah und prägnant in der Sprache.

Die Basis-Bibel gibt es als gedrucktes Buch, in der Reihe „bibel digital“ sowie kostenlos im Internet und als App für Smartphones und Tablets. Unterstützt haben das Übersetzungsprojekt die EKD, evangelische Landeskirchen, Gemeinden, Bibelgesellschaften, Verbände, Werke und Einzelpersonen. Das mit der Agentur „gobasil“ entwickelte Buchdesign wurde mehrfach prämiert.

Internet: www.basisbibel.de

STICHWORT

Jüdisches Leben in Deutschland

Das jüdische Leben in Deutschland findet unter dem gemeinsamen Dach des Zentralrates der Juden in Deutschland statt, der auch die politischen und gesellschaftlichen Interessen der jüdischen Gemeinschaft nach außen vertritt. Der Zentralrat wurde am 19. Juli 1950 in Frankfurt am Main gegründet. Unter seinem Dach vereinigt sind 23 Landesverbände und 105 jüdische Gemeinden mit rund 97.791 Mitgliedern (laut Internetseite des Zentralrates). Der Zentralrat ist für die Politik auf Bundes- und Länderebene Ansprechpartner für alle Themen, die die jüdische Gemeinde betreffen. Zudem nimmt er in Wissenschaft, Kultur und Bildung eine beratende Funktion ein und unterstützt die Arbeit der Landesverbände und Gemeinden. Darüber hinaus ist er eng mit der jüdischen Gemeinschaft in Europa und der Welt verbunden. Der Präsident des Zentralrates, Josef Schuster, hob vor Kurzem hervor, dass jüdische Gotteshäuser weiter auf Polizeischutz angewiesen seien, dass der zunehmend gewaltbereite Antisemitismus der Gemeinschaft zu schaffen mache und dass die jüdischen Gemeinden auch ansonsten vor vielfältigen Herausforderungen stünden. Dennoch habe sich das jüdische Leben im Land wieder etabliert. mrr

Höhepunkt des Festjahres soll das Laubhüttenfest werden

Seit 1700 Jahren leben nachweislich Juden in Deutschland. Das wird 2021 mit einem bundesweiten Festjahr gefeiert. Rund 1000 Veranstaltungen präsentieren jüdisches Leben als Bestandteil der deutschen Kultur heute.

Köln. „Schalömmchen Köln“: Mit dieser Aufschrift und einem blauen Davidstern grüßt die Straßenbahn, die durch die Domstadt am Rhein rattert. Sie weist auf ein Festjahr hin, das jüdisches Leben in Deutschland mit mehr als 1000 Veranstaltungen bundesweit sichtbar machen soll. Anlass ist das 1700. Jubiläum des ersten urkundlichen Nachweises jüdischen Lebens in Mitteleuropa. Am 11. Dezember 321 hatte der römische Kaiser Konstantin die Stadtoberen in Köln per Edikt angewiesen, Juden Bürgerrechte einzuräumen, unter anderem die Ausübung öffentlicher Ämter.

„Wenn wir auf diese 1700 Jahre zurückblicken, sehen wir, wie prägend jüdisches Leben für die deutsche Kultur war“, sagt Joachim Gerhardt, zweiter Vorsitzender des Vereins „321-2021: 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“, der das Jubiläumsjahr organisiert. „Das Festjahr soll die Wertschätzung dafür deutlich machen.“ An dem kulturellen Programm beteiligen sich bundesweit nicht nur Synagogengemeinden, sondern auch Privatinitiativen, Kulturreinrichtungen oder Schulen. Geplant sind unter anderem Ausstellungen, Konzerte, Theater- und Tanzaufführungen sowie Vorträge und Diskussionsveranstaltungen. Bund, Länder und Kommunen fördern das Programm mit insgesamt 25 Millionen Euro.

Den Auftakt des Jubiläumjahres bildet am 21. Februar ein Festakt in Köln, bei dem Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier als Redner erwartet wird. Wegen der Pandemie findet die Veranstaltung ohne Publikum statt, wird aber in der ARD live übertragen. Dem Verein sei es bei der Organisation des Festjahres darum gegangen, Begegnungen zu ermöglichen, betont Gerhardt und hofft, dass dies trotz Corona in diesem Jahr wieder möglich wird. Ab Mai soll zum Beispiel ein „Bus der Begegnungen“ bundesweit Station in Innenstädten machen und dort unter anderem jüdische Speisen servieren. Für den Sommer ist ein großes Begegnungsfest in Köln geplant.

Einer der Höhepunkte des Jahres soll vom 20. bis 27. September das weltweit größte Laubhüttenfest werden. Zum „Sukkot XXL“ sind in ganz Deutschland Menschen eingeladen, Laubhütten zu bauen und dort Begegnungen zu ermöglichen. Die historische Perspektive nimmt unter anderem die Ausstellung „Menschen, Bilder, Orte – 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ ein, die im März in der Alten Synagoge – Haus jüdischer Kultur in Essen eröffnet werden soll. Anschließend wird die Schau in Münster, Köln, Wesel und Dortmund Station machen.

Das jüdische Themenjahr komme angesichts der Häufung antisemitischer Anschläge und Vorfälle zur rechten Zeit, meint Gerhardt. Die bisherige Resonanz habe die Erwartungen bei Weitem übertrafen. „Wir waren überrascht, wie viele Projektpartner trotz der widrigen Bedingungen durch die Corona-Krise Veranstaltungen angemeldet haben.“ Da es sich bei einem Großteil um kleinere Aktionen handele, gehen die Organisatoren davon aus, das Jubiläumsjahr größtenteils erfolgreich durchführen zu können.

Die beiden Vorsitzenden des Vereins, Matthias Schreiber und Joachim Gerhardt, sind evangelische Pfarrer. Das sei Zufall, sagt Gerhardt, findet es aber durchaus passend. Die Kirchen trügen eine besondere Verantwortung, weil Christen und Juden eng verbunden seien. Zudem hätten die Kirchen in der Vergangenheit oft genug versagt, wenn es darum gegangen sei, die Stimme für das Judentum zu erheben. „Darüber hinaus ist es nicht Aufgabe der Juden, dieses Jahr zu feiern, sondern es ist Aufgabe unserer ganzen Gesellschaft“, betont der Pfarrer.

Das Jubiläumsjahr strahle schon jetzt über Deutschland hinaus, sagt Joachim Gerhardt. In Israel und den USA sei es bereits auf positive Resonanz gestoßen. Und es gebe bereits Gedankenspiele, ein solches jüdisches Themenjahr in einigen Jahren einmal EU-weit zu organisieren. epd

● Weitere Informationen zum Themenjahr „Jüdisches Leben“ gibt es auf <https://2021jud.de/>.

Schrittmacher f

Der erste Nachweis von Juden auf später

Immer wieder in ihrer Geschichte traf die Juden in Deutschland Hass und Gewalt. Ihre Geschichte ist aber keine reine Opfergeschichte. Juden brachten Deutschland und Europa wirtschaftlich und kulturell voran.

VON NILS SANDRISSER

Frankfurt. Die Juden in Köln dürften kaum begeistert gewesen sein. Im Jahr 321 verfügte der römische Kaiser Konstantin, dass sie fortan von städtischen Verwaltungssäckern nicht mehr befreit sein sollten. Mit diesen Ämtern verbunden war die Pflicht, dem Kaiser als Gott zu opfern – für fromme Juden war das verbotener Götzendienst.

Die Urkunde ist nicht nur der erste Nachweis von Juden in Deutschland, sondern auch außerhalb des Mittelmeerraums. Sie spricht dafür, dass Juden zu diesem Zeitpunkt schon eine gewisse Bedeutung für das öffentliche Leben hatten. „Es muss Juden gegeben haben, die so angesehen und finanzkräftig waren, um diese Ämter auszufüllen“, erklärt die Frankfurter Judaistin Elisabeth Hollender. Andernfalls hätte das Edikt keinen Sinn ergeben. Denn für ein Amt im römischen Imperium bekam man kein Geld – im Gegenteil, so eine Tätigkeit war teuer. Ein zweites Edikt Konstantins zehn Jahre später milderte das erste ab, indem es einige Juden von Verwaltungssäckern wieder befreite.

Im Mittelalter waren die Aschkenasim, wie die Juden in Deutschland hießen, in Bischofs- und Reichsstädten gern gesehene Bewohner. Die Oberhirten



Abbildung: WikimediaCommons/CC0

Juden waren bei Königen gern gesehen. Hier der Sänger Süßkind von Trimbere (r.) auf einer Malerei aus der Manessischen Liederhandschrift um 1300.

Ein Lied in allen Dingen

Vom Schicksal des jüdischen Operntenors Joseph Schmidt

Joseph Schmidt war weltberühmt. Doch als die Nazis 1933 die Macht übernahmen, musste der Opernsänger, Schlagstar und Filmheld fliehen. Der Journalist Stefan Sprang stieß zufällig auf Schmidts Geschichte und machte ein Buch daraus.

VON ANDREA SEEGER

Eigentlich war alles ein Zufall. Der Journalist Stefan Sprang zieht in eine Wohnung in Berlin-Neukölln und findet unter den Erbstücken der Vormieter unter anderem das Schallplattenalbum „Joseph Schmidt, seine größten Hits“. Sprang hört sich die Musik an und ist fasziniert. Im Cover findet er zudem einen Artikel mit der Lebensgeschichte des Tenors. Die Neugier des Journalisten ist geweckt.

Joseph Schmidt ist weltberühmt. Als Tenor macht er Karriere, er ist Opernsänger, Schlagstar und Filmheld. „Der deutsche Caruso“ lautet der Spitzname des Crossoverstars. Er hat zahlreiche Liebschaften und Affären, die Frauen lieben ihn, und er liebt die Frauen. Da spielt es keine Rolle, dass er nur 1,54 Meter misst. Einer seiner größten Hits heißt „Heut' ist der schönste Tag in meinem Leben“. Im Berliner Ufa-Palast muss er oft Zugaben singen, immer wieder.

„Ein Liederabend mit Joseph Schmidt ist immer und überall auf der Welt eine Gala“, heißt es im Buch. „In seiner Loge hatte Goebbels ge-

essen, geklatscht, und, so hatte es einer später Joseph gesteckt, mit einem Lächeln festgestellt: Was so ein Zwerg doch alles anrichten kann.“ Im Roman zitiert der Autor den Propagandaminister Joseph Goebbels mit dem Satz: „Herkunft hin oder her, wenn es um die Sache geht, werde ich persönlich einen Weg finden, darauf mein Wort.“ Zum „Ehrenarier“ will der Nazi ihn machen. Es kommt anders.

Der nach einem weiteren Hit benannte Film „Ein Lied geht um die Welt“ mit Joseph Schmidt in der Hauptrolle hat am 9. Mai 1933 Uraufführung – einen Tag vor der Bücherverbrennung in Deutschland. Die Nazis haben die Macht übernommen. Schmidt flieht quer durch Europa – von Österreich über Belgien nach Frankreich und schließlich in die Schweiz. Das Leben ist nun voller Schmerz. „Aber auch das wäre leicht auszuhalten, wenn da nur eine Antwort wäre auf die Frage, die bohrt und nagt mehr als jedes Weh in den Knochen und Muskeln: Warum?“

Es zieht sich als Grundierung durch den Roman: Wie ein unjüdischer Sänger zu einem verzweifelten Flüchtling wird. Sprang schildert diese Entwicklung anschaulich, manchmal etwas blumig und ausufernd. In der Schweiz landet der Sänger als Illegaler in einem Internierungslager und lebt dort unter menschenunwürdigen Umständen. „Aber weil ein fester Wind ging und sie keine Zeit hatten, sich für den Ap-

pell im Hof noch ein wärmendes Kleidungsstück mehr überziehen, hatten die Männer gezittert und geschlottert. Hier wie dort hatte man in den Reihen die Knochen aneinanderschlagen hören. Wer als Gerippe nach Gienbad gekommen war, wie hätte der vom Löffel Kohlpampe und den drei verkeimten Kartoffeln Fett ansetzen können.“

Grundlage für Sprangs Roman waren eine Biografie von Alfred A. Fassbind über den Künstler sowie umfangreiches Material aus dem Zürcher Zeitungsarchiv. Das Buch geht über die nüchterne Dokumentation weit hinaus: Es beschreibt lebendig und bildhaft das Berlin der 1920er-Jahre bis zu Schmidts Zeit im Schweizer Auffanglager und auch die Pension, in der er 1942 stirbt. Der Autor fungiert als Erzähler, werbet historische Fakten mit romanhaften emotionalen Passagen. Außerdem macht er den Leser vertraut mit zeitgenössischen Aufnahmetechniken bei Rundfunk und Film. In vielerlei Hinsicht ein lesenswertes Buch!



Stefan Sprang:
Ein Lied in allen Dingen: Joseph Schmidt.
Größenwahn Verlag 2019,
329 Seiten, 19,90 Euro.
ISBN 978-3957712387

für Wirtschaft und Kultur

deutschem Boden stammt aus der Römerzeit und ist 1700 Jahre alt

wie die Könige verliehen ihnen Handelsprivilegien. Wirtschaftlich und kulturell brachten Juden das mittelalterliche Europa ungemein voran. Viele von ihnen arbeiteten im 11. Jahrhundert als Fernhändler und hatten Kontakte in den Orient.

Auch für die Entwicklung der Städte waren Juden Schrittmacher: Vieles von dem, was sie als Händler erwirtschafteten, blieb in den Stadtäckern hängen und machte diese zu wohlhabenden Orten. Das Judentum erlebte eine Blütezeit. In den Shum-Städten – so werden Speyer, Worms und Mainz nach ihren hebräischen Anfangsbuchstaben zusammengefasst – entstanden ab dem Jahr 1000 wichtige Gelehrtschulen. Die Unesco entscheidet 2021 darüber, ob die drei Städte in die Welterbe-Liste aufgenommen werden.

Kreuzfahrer plünderten jüdische Gemeinden

Beim Beginn der Kreuzzüge wurden Juden in Deutschland ab 1096 erstmals Opfer flächendeckender, systematischer Gewalt. Fanatisierte Kreuzfahrer plünderten jüdische Gemeinden im Rheingebiet, ermorde-ten deren Mitglieder oder zwangen sie zur Taufe. Die Bischöfe versuchten zwar, die Juden ihrer Städte zu schützen. In Mainz kamen die Verfolgten im Bischofspalast unter, in Köln in Orten im Umland. Aber der Mob stürmte Burgen und Paläste.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Juden in den Städten stieg weiter, gleichzeitig aber auch die Missgunst christlicher Nachbarn. Gerüchte über angeblichen Hostienfrevel oder Ritualmorde machten ab dem 13. Jahrhundert die Runde. Nachdem es 200 Jahre lang relativ ruhig geblieben war, gab es nun wieder Pogrome. Richtig schlimm wurde die Gewalt

mit dem Ausbruch der Pest ab 1347. Juden sollten Brunnen vergiften und so die Seuche ausgelöst haben.

Diesmal beteiligte sich auch die Obrigkeit an den Verfolgungen. „Das scheint eine Ventilfunktion gehabt zu haben“, ordnet die Judaistin Hollender ein. „Irgendjemand musste eben an der Pandemie schuld sein, und die Juden waren greifbar.“ Rund 300 der knapp 360 jüdischen Gemeinden in Deutschland erloschen damals.

Die Reformation brachte den Juden zunächst keine große Erleichterung, weil die Protestanten kaum toleranter als die Katholiken waren. Martin Luther war zunächst davon ausgegangen, dass seine Lehre so überzeugend war, dass alle Juden zu ihr konvertieren würden. Als das nicht eintrat, wettete er gegen das Judentum und warnte die Obrigkeiten, dass sie den Zorn Gottes auf sich ziehen würden, wenn sie Juden in ihren Territorien duldeten.

Städte und Fürsten vertrieben während der Frühen Neuzeit die Juden zwar meist nicht, erließen aber Judenordnungen, die mit Einschränkungen verbunden waren. Die wichtigste Judenordnung war die preußische im Jahr 1750: Sie privilegierte einerseits die jüdische Oberschicht, indem sie sie unter Schutz stellte. Andere Juden erhielten Schutz gegen Bezahlung. Den Ärmsten blieb so wenig anderes übrig, als das Land zu verlassen und ihr Leben als Hausierer oder Bettler zu fristen.

Ein Emanzipationsschub kam Anfang des 19. Jahrhunderts von außen: Als Napoleon halb Europa eroberte, brachte er Juden auch volle Bürgerrechte. Aber nachdem er 1815 besiegt war, kassierten die Fürsten und Städte diese Rechte wieder zum Großteil ein. Erst mit der Gründung des Deutschen Reichs 1871 wurden Juden überall in Deutschland zu

vollständig gleichberechtigten Bürgern.

Zugleich wuchs der Antisemitismus. Deutschlands Wirtschaft industrialisierte sich schnell, das produzierte viele Verlierer unter Bauern und Arbeitern. Auf der Suche nach Schuldigen kam man schnell auf die Juden, die man mit Kapitalismus und Liberalismus identifizierte. Der Historiker Heinrich von Treitschke brachte das 1878 auf die Formel „Die Juden sind unser Unglück“.

Viele Juden verließen die DDR vor dem Mauerbau

Die Nationalsozialisten trieben ab 1933 den Antisemitismus auf die Spitze. Zunächst drängten sie Juden aus dem öffentlichen Leben: Sie boykottierten ihre Geschäfte, drängten sie aus den Universitäten oder verhängten Berufsverbote. Mit den Rassegesetzen 1935 nahm sie ihnen bürgerliche Rechte. Mit den Novemberpogromen 1938 wurden die Nazis endgültig gewalttätig, als organisiert Mobs Synagogen und Geschäfte anzündeten. Im Zweiten Weltkrieg begann ab 1941 die Phase der Vernichtung im industriellen Tötungs-

system der Konzentrationslager. Rund 160 000 deutsche Juden starben während der Shoah.

Nach dem Krieg lebten nur noch etwa 23 000 Juden in Deutschland, die meisten im Westen. Die meisten Juden der DDR verließen das Land vor dem Mauerbau, unter anderem deswegen, weil der Spätstalinismus in ihnen Spione für den „US-Imperialismus“ sah.

Nach dem Ende des Ost-West-Konflikts wanderten viele Juden aus der UdSSR nach Deutschland ein. Heute leben wieder rund 95 000 Juden in Deutschland. Die Judenfeindlichkeit nimmt laut einem Lagebild des Verfassungsschutzes vom August zu und ist besonders unter Rechtsextremisten vertreten. Die Zahl der antisemitischen Gewalttaten hat sich zwischen 2017 und 2019 nahezu verdoppelt.

„Jüdische Menschen waren Teil dieses Landes, und sie sind es heute wieder“, sagt Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern. „Damit das so bleibt, bleibt noch viel zu tun. Aber: 1700 Jahre gemeinsame Tradition darf man feiern – ebenso wie die gemeinsame Gegenwart und Zukunft.“



Ein Zeichen für jüdisches Leben in der Stadt – die Kuppel der Synagoge an der Oranienburger Straße in Berlin.

Wissen, woher man kommt

Der jüdische Religionslehrer Mark Krasnov über die Lebenswelt seiner Schüler

Jüdischer Religionsunterricht an einer staatlichen Schule ist eher die Ausnahme. Insgesamt gibt es dafür fünf jüdische Religionslehrer in Deutschland. Mark Krasnov ist einer von ihnen. Furcht gehört in seiner Schülerschaft zur elterlichen Erziehung.

VON ANDREA SEEGER

Wiesbaden. Mark Krasnov ist 1988 geboren. Als er drei Jahre alt war, zog er mit seinen Eltern, seinem vier Jahre älteren Bruder und der gesamten Familie um – von Odessa an der russischen Schwarzmeerküste nach Hannover. Heute lebt er in Wiesbaden. Er ist einer von fünf jüdischen Religionslehrern an einer staatlichen Schule in Deutschland, gibt Unterricht quer durch alle Altersstufen. „Ich biete All-inclusive-Unterricht“, sagt Krasnov und lacht, „jeder kann sich mit seinen unterschiedlichen Standpunkten, seinem jeweils eigenen Wissensstand einbringen.“

Jüdische Kinder erhalten Religionsunterricht sonst in Kursen der jüdischen Gemeinden, die die Verantwortlichen in ihren Räumen oder an einer Schule organisieren. In Wiesbaden kommen sie in der Diltheyschule zusammen. Hier unterrichtet Mark Krasnov nicht nur jüdische Religion, sondern auch Hebräisch, Latein und Spanisch.

„Der Religionsunterricht dient in besonderer Weise der Identitätsbildung“, erklärt Krasnov. Viele seiner

Schüler kämen aus säkularen Elternhäusern. „Wer in der ehemaligen Sowjetunion aufgewachsen ist, hat mit Religion wenig zu tun“, weiß der Pädagoge. Über den Wissenserwerb hinaus setzen sich die jungen Menschen damit auseinander, wo sie herkommen, wer sie sind.

In seinem Unterricht geht es um die Bibel und den Gottesdienst, die Feiertage, religiöse Traditionen, Ethik und Verantwortung in der Gesellschaft. Leicht hat es der Pädagoge dabei nicht. Die Kinder würden in einem Gefühl permanenter Furcht erzogen. „Die Eltern“, erklärt der jüdische Religionslehrer, „verbinden mit ihrem Judentum oft tief verwurzelte negative Erfahrungen.“ Sie schärfen ihren Kinder ein, zu ver-

schweigen, dass sie den jüdischen Religionsunterricht besuchen. „Unter diesen Voraussetzungen identitätsstiftend wirken zu wollen, ist schon herausfordernd“, so Krasnov.

„Die Schüler leben in zwei Gesellschaften: der Mehrheitsgesellschaft und der jüdischen Mikrogemeinschaft, die aber in die Mehrheitsgesellschaft eingebettet ist“, erklärt der Lehrer. Es gelte, die Spielregeln der jeweils anderen kennenzulernen, nach denen die Gesellschaften funktionieren. Das würde umso schwieriger, „je russischer“ das Elternhaus sei. „Es gibt Schüler, die keinen einzigen deutschen Satz gerade herausbekommen“, bedauert Krasnov. Juden hätten sich immer angepasst in ihrer langen Geschichte, hätten immer die

Umgebungssprache gelernt. „Und wenn ich nach Israel schaue: Dort müssen alle Einwanderer selbstverständlich Hebräisch lernen.“

Wenn er auf 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland guckt, kann er sich dieses Land nicht ohne jüdische Parallelgesellschaft vorstellen. „Beides hat schon immer zusammengehört“, findet er. Es habe mal bessere, mal schlechtere, mal katastrophale Zeiten gegeben. Der Beitrag jüdischer Menschen für die Gesamtgesellschaft sei enorm. Besonders im 20. Jahrhundert habe der jüdische Teil der Bevölkerung danach gestrebt dazuzugehören. Deutlich würde das zum Beispiel am Ersten Weltkrieg. Doch dann hätten die Nazis die assimilierten, zum Teil sehr national gestimmten Juden daran erinnert, wer sie sind und wo sie herkommen.

„Egal, wie gut Migration funktioniert“, sagt Krasnov, „die Schüler müssen wissen, wo sie herkommen.“ Er wolle nicht, dass seine Schüler auf Stammtischniveau diskutieren, sie sollen Hintergründe kennen. Durch Wissen bekämen sie etwas in die Hand, mit dem sie argumentieren könnten.

Und eines ist auch klar für ihn: „Meine Schülerinnen und Schüler sind nicht automatisch Experten, weil sie Juden sind.“ Da heiße es oft von Lehrern: „Du bist doch Jude, erklär du das mal!“ Da werde schnell zu einer Überforderung.



Für Mark Krasnovs Unterricht interessiert sich auch das Fernsehen. Hier filmt RTL Hessen im Klassenzimmer in der Diltheyschule in Wiesbaden.

Jüdische Werte als Vorbild



Hinterkopf eines Mannes mit Kippa in einer Synagoge in Köln.

Toleranz und Gemeinschaftssinn seien die prägenden jüdischen Werte des Mittelalters gewesen, betont der Judaist Werner Transier. Das Festjahr könne ein Anlass sein, sich darauf zu besinnen und so das auseinanderdriftende Europa wieder zu stärken.

Speyer. Der Judaist Werner Transier sieht das Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ als eine große Chance, den gesellschaftlichen Beitrag von Juden und anderen Minderheiten in Deutschland und Europa besser zu würdigen. Die Juden des Mittelalters seien gut vernetzt gewesen und hätten in europäischen Dimensionen gedacht, sagt der ehemalige Leiter der Sammlung Judaica des Historischen Museums der Pfalz in Speyer. Die geistige Offenheit des abendländischen aschenasischen Judentums, die nationale, religiöse und kulturelle Grenzen überschritten habe, könne heute ein Vorbild für die Gesellschaften in Europa sein.

Die Benennung auf jüdische Werte des Mittelalters, wie Toleranz und Gemeinschaftssinn, könne das auseinanderdriftende Europa stärken, sagt Transier, der als Experte für jüdische Geschichte und Münzkunde (Numismatik) gilt. Die Frage, wie die Gesellschaften heute mit ihren Minderheiten – Juden, Muslimen oder auch Sinti und Roma – umgingen, sei „ein Gradmesser der politischen und demokratischen Reife“, sagt der Wissenschaftler.

Über das Judentum zu informieren, sei angesichts des wachsenden Antijudaismus und Rassismus in Deutschland und anderen europäischen Ländern dringender denn je. Viel zu oft würden Juden in der öffentlichen Wahrnehmung auf eine „Opferrolle“ reduziert, kritisiert Transier. Für Deutschland sei es eine bleibende Aufgabe, das erstarkende jüdische Leben zu fördern und gegen Angriffe von Extremisten zu schützen.

Besonders junge Menschen müssten durch bessere Bildungsarbeit an den Schulen über die historischen Verdienste des Judentums in allen gesellschaftlichen Bereichen informiert werden, sagt der Historiker. Meist würden diese vor allem mit dem Judenmord der Nationalsozialisten konfrontiert, was auch zu Abwehrreaktionen führen könne.

Die Entwicklung des Schul- und Bildungswesens, der Medizin, der Wissenschaft, der Finanzwirtschaft sowie staatlich-politischer Strukturen habe das in der europäischen Diaspora lebende Judentum maßgeblich vorangebracht, sagt Transier. Die jüdische Minderheit sei im Laufe ihrer Geschichte immer wieder bedroht und verfolgt worden. Auch deshalb habe sie einen besonderen Zusammenhalt ausgebildet. Ein solcher Gemeinschaftssinn wäre heute in Europa angesichts zahlreicher ökologischer, wirtschaftlicher und politischer Herausforderungen nötig, sagt Transier. epd

KURZ NOTIERT

Klimahilfen: Einheitliche Regeln nötig

Berlin. Einer Studie im Auftrag von „Brot für die Welt“ zufolge gibt es signifikante Unterschiede in den Klimahilfen der einzelnen EU-Mitgliedstaaten. „Die versprochenen Klimahilfen der reichen Industriestaaten werden dringend benötigt. Dafür braucht es klare und einheitliche Regeln“, sagte die Präsidentin des evangelischen Hilfswerks, Cornelia Füllkrug-Weitzel, in Berlin.

Die Studie auf der Grundlage von Daten aus dem Jahr 2018 belege, dass die EU-Mitgliedstaaten kein einheitliches Verständnis über die Klimafinanzierung hätten, erklärte das Hilfswerk. Demzufolge hätten 2018 nur Schweden, Deutschland und Norwegen mehr als 0,1 Prozent ihres Bruttoinlandsprodukts (BIP) für Klimafinanzierung bereitgestellt. Belgien und Österreich lieferten nur 0,02 Prozent ihres BIP. Andere schnitten noch schlechter ab wie etwa Portugal mit 0,0008 Prozent seines BIP. **epd**

Bremer Kirche verteidigt Dienstenthebung Latzels

Bremen. Die Bremische Evangelische Kirche (BEK) hat die vorläufige Dienstenthebung ihres wegen Volksverhetzung verurteilten Pastors Olaf Latzel gegen Kritik verteidigt. Die Maßnahme sei ein rein personalrechtlicher Akt infolge des Gerichtsurteils, erklärte die BEK. Sie hänge nicht mit theologischen Differenzen zusammen. Die Kirche widersprach Gerüchten, nach denen sie selbst im Frühjahr Strafanzeige gegen den Pastor gestellt haben soll. Auch Beleidigungen und Verunglimpfungen einzelner Mitglieder des Kirchenausschusses sowie Kampf-Rhetorik wies sie zurück.

Neun Pastoren der Arbeitsgemeinschaft missionarische Kirche (AmK) in der BEK hatten in einem Offenen Brief an den Kirchenausschuss Kritik an der vorläufigen Dienstenthebung Latzels geäußert. Dem Schreiben zufolge sehen sie unter anderem die theologische Freiheit eingeschränkt und die Verkündigung in Latzels Sankt-Martini-Gemeinde unterbunden. **KNA**

Organspendezahlen trotz Corona stabil

Frankfurt a. M. Im vergangenen Jahr haben in Deutschland 913 Menschen nach ihrem Tod ein oder mehrere Organe für eine Transplantation gespendet. Das entspricht elf Spendern pro eine Million Einwohner, teilte die Deutsche Stiftung Organtransplantation (DSO) in Frankfurt am Main mit. Damit habe sich die Zahl der Organspender trotz der Einschränkungen durch die Corona-Pandemie annähernd auf dem Niveau des Vorjahres (932, 11,2 Spender pro eine Million Einwohner) gehalten.

2020 sind laut DSO hierzulande 2941 postmortal entnommene Organe durch die internationale Vermittlungsstelle Eurotransplant an Patientinnen und Patienten auf den Wartelisten zugewiesen worden (2019: 2995 Organe). Nach den Worten von Axel Rahmel, Medizinischer Vorstand der DSO, hat das 2019 in Kraft getretene Gesetz zur Verbesserung der Zusammenarbeit und der Strukturen bei der Organspende vermutlich dazu beigetragen, dass 2020 die Spenderzahlen einigermaßen stabil geblieben seien. **epd**



„Wir haben es satt“: Demo für eine bäuerliche und ökologische Landwirtschaft

Landwirte sowie Klima-, Umwelt- und Tierschützer haben in Berlin für eine grundlegende Wende in der Agrar- und Ernährungspolitik demonstriert. Vor dem Kanzleramt wurde symbolisch mit rund zehntausend Fußabdrücken auf Papier eine bäuerliche, ökologische und klimafreundliche Landwirtschaft gefordert, wie das „Wir haben es satt!“-Bündnis mitteilte. Im sogenannten Superwahljahr 2021 mit Bundestagswahl und sechs Landtagswahlen müssten die Weichen dafür gestellt werden. Den Angaben zufolge hatten rund 60 Organisationen von Landwirten, Umwelt- und Tierschutzverbänden sowie kirchlichen und entwicklungspolitischen Organisationen unter dem Motto „Agrarindustrie abwählen, Agrarwende losretten!“ zu dem Protest aufge-

rufen. Die „Wir haben es satt!“-Demonstration findet traditionell anlässlich der weltgrößten Agrarmesse „Grüne Woche“ in Berlin statt. Im vergangenen Jahr war die Veranstaltung laut Polizei mit rund 27.000 Teilnehmern die größte Demonstration in Berlin. In diesem Jahr wurden die Messe und der Protest wegen der Corona-Pandemie vor allem digital veranstaltet. Konkret fordert das Bündnis unter anderem die Unterstützung für Bauern beim Umbau der Landwirtschaft. Gefördert werden solle der Umbau von Ställen und die Reduzierung der Nutztiere. Für mehr Klimaschutz müsse der Fleischkonsum deutlich gesenkt werden. Für mehr Insektenschutz seien ein Ausstieg aus Pestiziden und ein Gentechnik-Stopp nötig. **epd**

Am Limit

Eine neue Studie zeigt: Jede sechste Pflegekraft vor dem Ausstieg

In einer neuen Studie klagen viele Pflegekräfte über eine immer höhere Belastung und sehen dadurch auch Gefahren für die Versorgung von Pflegebedürftigen.

Hamburg. Jede sechste Pflegekraft habe angesichts der höheren Belastungen keine Motivation mehr und drohe, aus dem Beruf auszusteigen, heißt es in der Studie der Hochschule für Angewandte Wissenschaften (HAW) in Hamburg, die vorab für das NDR-Politikmagazin Panorama 3 ausgewertet wurde. Die HAW hatte dafür zwischen 31. Oktober 2020 und 5. Januar 2021 insgesamt 1000 Pflegenden in Deutschland befragt, was sie in der aktuellen Phase der Pandemie besonders belastet. 88 Prozent der Befragten sag-

ten demnach, sie hätten durch die Corona-Pandemie mehr Arbeit als sonst. Das habe oft zur Folge, dass sie die Pflegebedürftigen nicht mehr adäquat versorgen könnten. Laut Studie gaben 71 Prozent der Befragten an, dass sie die Versorgungsqualität der Pflegebedürftigen beeinträchtigt sehen. Bei den Intensivpflegenden sagten 75 Prozent, dass sie ihre Patienten nicht mehr so versorgen könnten, wie es sein sollte.

Auf die Frage, was sie am meisten belastete, antworteten laut NDR viele Pflegerinnen und Pfleger, dass sie Angst vor einer Infektion hätten. 70 Prozent der Befragten gaben demnach an, sie lebten in einem emotionalen Dilemma zwischen ihrer beruflichen Aufgabe und der

Angst sich selbst anzustecken. Bei den Intensivpflegenden seien es 66 Prozent. Denn wann welche Pflegekraft wirklich geimpft werden könne, sei noch nicht abzusehen.

Viele Pflegenden, so der NDR weiter, hätten sich auch sehr verärgert darüber geäußert, dass ihre Hilferufe weder vor der Pandemie noch während oder zwischen den zwei Wellen gehört wurden. Zudem hätten viele Kolleginnen und Kollegen gekündigt, weil sie die Situation nicht mehr ertragen. Das spiegle sich auch in den Zahlen wider: 17 Prozent der Befragten hätten keine Motivation mehr für ihren Job, also etwa jede sechste Pflegekraft. Diese 17 Prozent sind laut der Studie stark gefährdet, komplett aus dem Beruf auszusteigen. **KNA**

„Der Schritt ist lange überfällig“

Bundesamt entschärft Regeln für Kirchenasyl. Kirchliche Arbeitsgemeinschaft erleichtert

Die Innenminister hatten die Hürden für Kirchenasyle so erhöht, dass Hilfe für Härtefälle fast unmöglich wurde. Nach Gerichtsurteilen lockert das Bundesamt die Regeln nun wieder. Die Arbeitsgemeinschaft „Asyl in der Kirche“ hat die Entscheidung begrüßt.

Berlin. Das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Bamf) rückt von der zuletzt restriktiven Praxis gegenüber Kirchenasylen wieder ab. Wie die Behörde in Nürnberg mitteilte, werden Schutzsuchende im Kirchenasyl nicht länger als „flüchtig“ angesehen, wenn ihr Aufenthaltsort bekannt ist. Das hat zur Folge, dass die sogenannte Überstellungsfrist in der Regel nicht mehr auf 18 Monate ausgeweitet wird. Diese Ausweitung hatte Kirchenasyle nahezu unmöglich gemacht und wurde von Gerichten infrage gestellt.

Die Verlängerung der Frist ging auf einen Beschluss der Innenmi-

nister von Bund und Ländern von 2018 zurück. Dabei ging es um Dublin-Fälle im Kirchenasyl, also Schutzsuchende, für deren Aufnahme und Verfahren eigentlich ein anderer EU-Staat zuständig wäre. Wird eine Überstellung innerhalb eines halben Jahres nicht realisiert, geht die Zuständigkeit automatisch zu den deutschen Behörden über. Um das „Aussitzen“ der Frist zu erschweren, entschieden sich die Innenminister für die Verlängerung.

Grundlage dafür war eine Regel der „Dublin-Verordnung“, die eine Frist-Verlängerung erlaubt, wenn der Asylbewerber als „flüchtig“ gilt. Nach Aussage der Kirchen wurde die Fristverlängerung für Kirchenasyle nach dem Beschluss der Innenminister zum Regelfall. Im vergangenen Sommer äußerte das Bundesverwaltungsgericht aber Zweifel an der Praxis, da der Aufenthaltsort der Schutzsuchenden im Kirchenasyl in der Regel bekannt sei. Diesen Beschluss des

Bundesverwaltungsgerichts sowie weitere obergerichtliche Rechtsprechung würden nun umgesetzt.

Der Sprecher betonte aber auch, dass ein Kirchenasyl zu verlassen sei, wenn die Behörde entscheidet, dass kein besonderer, individueller Härtefall vorliege. „Die Einhaltung dieser Grundregeln ist essenziell, um die Akzeptanz des Kirchenasyls bei Behörden, Gerichten und Öffentlichkeit aufrechterhalten zu können und weiter zu stärken“, sagte er.

Bundesamt pocht auf Einhaltung der Regeln

In einem Merkblatt vom Bundesamt heißt es, dass die Fristausweitung nun nur noch infrage kommt, wenn eine Ausländerbehörde einen Schutzsuchenden als „unbekannt verzogen“ meldet, bevor die Kirchenasylmeldung beim Bundesamt eingeht, oder wenn eine

Weniger Menschen aufgenommen als zugesagt

In den vergangenen zweieinhalb Jahren kamen 845 schiffbrüchige Flüchtlinge nach Deutschland. Die Bundesregierung hatte mehr Aufnahmen zugesagt, allerdings fehlten ihnen Angaben zufolge die notwendigen Voraussetzungen.

Berlin. Bei der Aufnahme von schiffbrüchigen Flüchtlingen bleibt Deutschland hinter seinen Zusagen zurück. Das geht aus der Antwort der Bundesregierung auf eine Anfrage der Linksfraktion im Bundestag hervor. Demnach konnten mit Stand 21. Dezember 2020 seit Juni 2018 insgesamt 845 Geflüchtete nach Deutschland kommen, die zuvor im Mittelmeer aus Seenot gerettet wurden und in Malta oder Italien an Land gekommen waren.

Das entspricht ungefähr zwei Dritteln der Zahl, für die die Bundesregierung zugesagte, ein Asylverfahren durchzuführen. Deutschland hatte sich laut Bundesinnenministerium seit Mitte 2018 verpflichtet, bis zu 1314 Bootsflüchtlinge aufzunehmen. Über die aktuellen Zahlen hatte zunächst die „Neue Osnabrücker Zeitung“ berichtet.

Die Linken-Innenexpertin Ulla Jelpke kritisierte das Vorgehen der Bundesregierung: „Immer noch sitzen gut ein Drittel derer, bei denen die Bundesregierung die Zuständigkeit für die Durchführung der Asylverfahren übernommen hat, in den Erstaufnahmeländern fest.“

Nach Ministeriumsangaben wurden 181 Personen, die in Malta und Italien angeschifft wurden, nicht nach Deutschland gebracht, weil die Voraussetzungen für eine Überstellung nicht vorlagen. In den meisten Fällen (114) habe das am Ergebnis von Sicherheitsüberprüfungen gelegen, in einigen Fällen aber auch daran, dass die Betroffenen nicht nach Deutschland hätten kommen wollen.

Zudem seien nach Kenntnis der Bundesregierung 187 Personen untergetaucht. In Deutschland hatten die meisten Betroffenen mit ihren Asylträgen dann keinen Erfolg. Das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Bamf) traf in 494 Fällen bereits Entscheidungen und erkannte dabei nur 90 Fälle, also 18 Prozent, an, wie aus der Antwort der Regierung hervorgeht. Jelpke verurteilte dies. **epd**

Kirchengemeinde den konkreten Aufenthaltsort des Asylbewerbers nicht mitteilt.

Die Bundesarbeitsgemeinschaft „Asyl in der Kirche“ begrüßte die Ankündigung des Bundesamts. „Wir nehmen diesen Schritt erleichtert zur Kenntnis. Er ist lange überfällig“, erklärte die Vorsitzende Dietlind Jochims.

Beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge gingen nach dessen Angaben im vergangenen Jahr 355 Kirchenasylmeldungen für 506 Personen ein. Einen Höchststand erreichten Kirchenasyle 2016. In dem Jahr suchten nach Angaben der Bundesarbeitsgemeinschaft „Asyl in der Kirche“ mehr als 1000 Menschen, deren Asylgesuch abgelehnt worden war, Schutz in Gemeinden.

Kirchen gewähren in Härtefällen abgelehnten Asylbewerbern Schutz mit dem Anliegen, dass die Behörden ihre Entscheidung noch einmal überdenken. **epd**

Wirtschaft neu denken

Die Idee eines Lieferkettengesetzes findet wachsende Unterstützung

Seit Monaten gibt es in der Regierung Streit um ein Lieferkettengesetz. Ein Gespräch der Kanzlerin mit zuständigen Ministern brachte erneut keinen Durchbruch. Doch zugleich wächst die Zahl der Befürworter. Schon lange plädieren Entwicklungsorganisationen wie „Brot für die Welt“ nachdrücklich für ein solches Gesetz.

Berlin. In der Bundesregierung geht das zähe Ringen um ein Lieferkettengesetz weiter. Die stellvertretende Regierungssprecherin Ulrike Demmer sagte in Berlin, dass es nach der Sitzung des Bundeskabinetts einen Austausch zwischen Bundeskanzlerin Angela Merkel und den zuständigen Ministern über das Thema gegeben habe. „Es gibt ein großes Interesse, da voranzukommen.“

Ein Lieferkettengesetz soll große deutsche Firmen in die Pflicht nehmen, auch bei ihren ausländischen Zulieferern auf die Einhaltung von Menschenrechten und Umweltschutzkriterien zu achten. In der Regierung sorgt das Thema seit Monaten für Streit. Während das Arbeitsministerium gemeinsam mit dem Entwicklungsministerium schon im vergangenen Sommer Eckpunkte erarbeitet hat, stellt sich das Wirtschaftsministerium bis heute quer. Laut Demmer sollen die Eckpunkte, die derzeit erarbeitet werden, auch in die Verhandlungen auf EU-Ebene einfließen. Denn die Europäische Union plant ebenfalls ein Lieferkettengesetz.

Eine Sprecherin von Bundeswirtschaftsminister Peter Altmaier wies insbesondere auf die geplanten Regeln für eine Haftung hin.



Von der Erzeugung bis zum Verkauf in deutschen Supermärkten: Ein Lieferkettengesetz soll Firmen in die Pflicht nehmen, auch bei ihren ausländischen Zulieferern auf die Einhaltung von Menschenrechten und Umweltschutzkriterien zu achten.

Diese müssten praktikabel sein. Ansonsten könne es dazu kommen, dass sich Unternehmen wegen unklarer Haftungsregeln im Gesetz aus Regionen – zum Beispiel in Afrika – gänzlich zurückzögen.

Derweil werden Rufe nach einem deutschen Gesetz immer lauter. Mehr als 70 Ökonominen und Ökonomen veröffentlichten einen Aufruf. Darin heißt es: „Am Weltmarkt haben sich Lieferketten durchgesetzt, die zu einer Güterproduktion mit erheblichen sozialen und ökologischen Kosten führen.“ Ein wirkungsvolles Lieferkettengesetz müsse zu Verhaltensänderungen in den Unter-

nehmen führen und bei Verstößen „ordnungs- und haftungsrechtliche Konsequenzen“ einschließen.

Den Aufruf unterzeichnet hat auch die Ökonomin Elisabeth Fröhlich, Präsidentin der CBS International Business School. Sie fordert, dass Wirtschaft neu gedacht werden müsse. Sie kritisierte, dass bei der Diskussion um faire Löhne immer nur erhöhte Lohnkosten gesehen würden. „Nicht gesehen wird aber, dass ich durch einen Lohn, der es ermöglicht, die Familie zu ernähren, ein ausgeglichenes Leben bewirke, schwere Unfälle durch Übermüdung vermeide und sogar die Produktivität steigere.“

Das Lieferkettengesetz geht auf den „Nationalen Aktionsplan Wirtschaft und Menschenrechte“ (NAP) aus dem Jahr 2016 zurück, der auch im Koalitionsvertrag von Union und SPD bekräftigt wird. Dieser sieht vor: Wenn sich bis 2020 herausstellt, dass weniger als die Hälfte der großen Unternehmen mit mehr als 500 Beschäftigten ihrer menschenrechtlichen Sorgfaltspflicht nachkommen, sollen „weitergehende Schritte bis hin zu gesetzlichen Maßnahmen“ geprüft werden. Es stellte sich heraus, dass noch nicht einmal ein Fünftel der Unternehmen die Anforderungen hinreichend erfüllt. epd

Notwendige Debatte

Protestanten streiten weiter über das Thema Suizidassistenten

Der Vorstoß hochrangiger Theologen, Suizidassistenten in diakonischen Einrichtungen zu ermöglichen (siehe Ausgabe 4/2021, Seite 6), sorgt weiter für heftige Diskussionen in der evangelischen Kirche.

Frankfurt a.M./Stuttgart. Dass einige evangelische Theologinnen und Theologen für die Möglichkeit eines assistierten Suizids auch in evangelischen Einrichtungen plädieren, legt aus Sicht des Theologieprofessors Günter Thomas, die Axt an die theologischen Grundlagen der Diakonie. „Auch der Suizid sei ein ‚Urteil über lebenswertes und nicht lebenswertes Leben‘, zu dem aus christlicher Sicht kein Mensch das Recht und die Einsicht habe.“

Der Präsident des Diakonie-Bundesverbandes, Ulrich Lillie, hatte sich gemeinsam mit anderen Theologen für die Möglichkeit zur Suizidassistenten in diakonischen Einrichtungen ausgesprochen. Die offizielle Haltung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) schließt organisierte Suizidassistenten allerdings bislang aus. Die Hilfe beim Suizid, bei dem in der Regel Sterbewilligen ein todbringendes Medikament überlassen wird, ist zu unterscheiden von der aktiven Sterbehilfe, bei der ein Dritter das Mittel selbst verabreicht. Sie steht in Deutschland unter Strafe.

Zu den Unterstützern des Vorstoßes von Ulrich Lillie gehört der hessische Diakoniechef Carsten Tag. Er befürwortet die Möglichkeit eines begleiteten Suizids in kirchlichen Einrichtungen. Allerdings lehnt er ein Recht darauf in

den evangelischen Einrichtungen ab und formuliert als Bedingung für die Zulassung eines assistierten Suizids, dass Kirche und Diakonie alles dazu beitragen müssten, „dass insbesondere schwerkranken und sterbenden Menschen ein würdiges und weitgehend schmerzfreies Leben bis zum Schluss ermöglicht“ werde.

Günter Thomas erklärte, es trage geradezu „Züge des Irrwitzigen“, dass dieser Vorstoß inmitten der Corona-Krise publiziert worden sei. Während Mitarbeiter der Heime als Folge der Pandemie mit der Erschöpfung rängen, fielen ihnen protestantische Theologen in den Rücken, sagte der an der Ruhr-Universität Bochum lehrende Professor und württembergische Pfarrer. Er warnte vor einem Vertrauensverlust evangelischer Einrichtungen, sollten sie den Suizid unterstützen.

Unterstützung für Einrichtungen vor Ort

Der Hamburger Diakonie-Chef Dirk Ahrens sagte, die Debatte werde gebraucht. Man dürfe nicht versuchen, „die Diskussion unter dem Tisch zu halten“. Ahrens, der auch Vorsitzender des Ausschusses Diakonie im Evangelischen Werk für Diakonie und Entwicklung ist, erklärte, die Menschen vor Ort in den diakonischen Einrichtungen müssten konkret mit dem Sterbehilfe-Urteil des Bundesverfassungsgerichts umgehen. „Als Leidende müssen wir ihnen dabei helfen.“ Nicht zuletzt durch das

Verfassungsgerichts Urteil vom vergangenen Februar sähen sich Pflegeeinrichtungen und Krankenhäuser immer wieder mit dem Wunsch konfrontiert, dass Menschen ihr Leben beenden wollen.

Auf das Selbstbestimmungsrecht der Kirchen verweist der Theologe Dieter Kaufmann, Mitglied des Rates der EKD und ehemaliger Vorstandsvorsitzender der württembergischen Diakonie. „Als Kirche sehen wir im Selbstbestimmungsrecht ein hohes Gut“, sagte Kaufmann. Unterstützung für Menschen in der Sterbephase könnten etwa palliative Sedierung, Sterbefasten und andere palliative Begleitung sein. „Aber assistierter Suizid ist kein Weg, den wir in unseren kirchlich-diakonischen Einrichtungen unterstützen können“, betonte Kaufmann. Selbstbestimmung im Sterben sei in anderen Formen möglich.

Unterschieden von der evangelische Landesbischof Ralf Meister aus Hannover, der im vergangenen Sommer die kirchliche Debatte zu dem Thema in Gang gebracht hatte, seine zustimmende Haltung zum assistierten Suizid bekräftigt. „Mein Ziel bleibt, dem Wunsch, aus dem Leben zu scheiden, eine lebensbejahende Antwort entgegenzustellen“, sagte er. „Dazu bedarf es ganz unterschiedlicher Annäherungen und Begleitungen. Das interdisziplinäre Zusammenspiel speziell geschulter Kräfte ist eine Möglichkeit der umfassenden Wahrnehmung, wie sie bereits seit vielen Jahren in der medizinischen Praxis eingetribt worden ist.“ epd

KURZ NOTIERT

Gebetswoche: Zentraler Gottesdienst in Hamburg

Frankfurt a.M./Hamburg. Der zentrale Gottesdienst zur Gebetswoche für die Einheit der Christen findet am 24. Januar um 17 Uhr in der evangelischen Hamburger Hauptkirche Sankt Petri statt. Im Rahmen des Gottesdienstes wird auch das Jahr der Ökumene 2021/2022 eröffnet. Der Gottesdienst wird den Informationen zufolge auch live auf dem Youtube-Kanal „kirche-hamburg“ übertragen (<https://www.youtube.com/user/kirche-hamburg>).

Die Gebetswoche steht in diesem Jahr unter dem Motto „Bleibt in meiner Liebe und ihr werdet reiche Frucht bringen“. Sie findet seit 1908 meist in der Zeit vom 18. bis 25. Januar in mittlerweile mehr als 70 Ländern statt und gehört zu den wichtigsten Initiativen in der Ökumene. KNA

Diakonie-Präsident: Impfungen nur freiwillig

Berlin. In der Debatte über eine mögliche Corona-Impfpflicht für Pflegekräfte, die der bayerische Ministerpräsident Markus Söder ins Gespräch gebracht hat, hat der Präsident der Diakonie Deutschland, Ulrich Lillie, betont, die Impfungen in den Einrichtungen des evangelischen Wohlfahrtsverbandes erfolgen ausschließlich freiwillig. Das gelte für Betreuer und Beschäftigte gleichermaßen. Die Impfbereitschaft unter den Bewohnerinnen und Bewohnern sei hoch, erklärte Lillie in Berlin. Viele seien dankbar, dass die Angst vor Isolation oder einer Infektion bald vorbei sei. epd

ANZEIGE

Sturzgefahr im Alter? Muskelerhalt sichern

Ab Mitte 30 nimmt mit jedem neuen Lebensjahr die Muskelmasse unseres Körpers um etwa 1 Prozent ab, wenn wir nicht aktiv gegensteuern. Im Gegenzug dazu steigt der Fettanteil kontinuierlich an. Die Muskelkraft schwindet und die Leistungsfähigkeit sinkt. Dieser altersbedingte Muskelverlust, Sarkopenie genannt, hat fatale Folgen: Werden die Bewegungen der Arme und Beine unsicherer, erhöht sich gleichzeitig auch die Sturzgefahr immens.

Doch soweit muss es nicht kommen – hochwertiges Eiweiß kann Abhilfe schaffen. Damit die Muskeln ihre Funktionsfähigkeit und Kraft erhalten, benötigen sie regelmäßig Proteine. Diese sind Teil der Muskelatur und für deren Aufbau und Erhalt unentbehrlich. Jedoch wird mit der heutigen Ernährungsweise häufig viel zu wenig verwertbares Eiweiß aufgenommen.

Die Lösung: Einzigartiger Bio-Protein-Komplex Mit der erprobten bewährten Ernährungsformel BioNorm® bodyline (erhältlich in

der Apotheke) ist jetzt eine einzigartige Kombination aus hochwertigen pflanzlichen Proteinen erhältlich. Sie versorgt den Körper und die Muskeln ergänzend zu einer ausgewogenen Ernährung mit wichtigen Nährstoffen und fördert dank des 2-Phasen-Prinzips sowohl ein schnell eintretendes als auch ein langfristiges Sättigungsgefühl.

Hilfe ohne Verzicht

Wer auf BioNorm® bodyline setzt, isst nicht nur insgesamt weniger, sondern nimmt gleichzeitig auch zahlreiche gesunde Nährstoffe auf. Der Protein-Drink besteht ausschließlich aus pflanzlichen Inhaltsstoffen aus biologischem Anbau. Haferkleie und Kürbiskerne ergänzen den einzigartigen Bio-Protein-Komplex zusätzlich mit präbiotischen Ballaststoffen, die das Mikrobiom des Darms sinnvoll unterstützen und so zur guten Verträglichkeit beitragen. BioNorm® bodyline enthält keinen Industriezucker, keine künstlichen Zusatzstoffe, ist laktose-, milch- und sojafrei, frei von tierischen Inhaltsstoffen und somit für Vegetarier und Veganer geeignet.



Eine kostenlose Beratungsbroschüre erhalten Sie unter service@bionorm.de oder rufen Sie unser Expertenteam an: 0800 / 5557077 (kostenfrei). BN_KO_021

Herr der Fische

Mit Youtube-Videos will Martin Schmidt die Haltung von Aquarientieren verbessern

Der Biologie- und Sportlehrer Martin Schmidt zeigt auf Youtube sein Hobby: die Aquaristik. Damit erreicht er ein recht junges Publikum. Er will nicht nur Fische filmen, sondern auch etwas gegen die dunkle Seite der Zierfischhaltung tun. Das ist sein ganz persönlicher Beitrag zur Bewahrung der Schöpfung.

VON NILS SANDRISSER

Essen. Martin Schmidt öffnet die Tür in Espandril-Hausschuhen. Ein Kapuzenpulli-Typ: blonder Wuschelkopf, gestutzter Bart, stahlblaue Augen, breites Lächeln. In seinem Brotberuf ist Schmidt Lehrer für Biologie und Sport in Essen. In seiner Freizeit ist er Youtuber. Auf seinem Kanal »Martins Fische« dreht sich alles um sein Hobby: die Aquaristik.

Seit mehr als 30 Jahren hält Schmidt Fische. Mehr als ein Dutzend Aquarien stehen in seinem Arbeitszimmer. Buntbarsche, flinke Salmmer oder glitzernde Regenbogenfische schwimmen darin. Es sind kleine Aquarien, daher hält er klein bleibende Arten. An den Becken und ihren Bewohnern zeigt der Herr der Fische, welche Bedingungen die Tiere brauchen, wie er Aquarien einrichtet oder wie man Fische mit einem Keschler fangen kann, ohne sie allzu sehr unter Stress zu setzen. Sich die Erde untertan zu machen, bedeutet Verantwortung.

„Ursprünglich habe ich einfach nur meinen Weg der Aquaristik zeigen und dokumentieren wollen“, erzählt der 38-Jährige. Außerdem habe er sich mit anderen Aquariaren vernetzen wollen. In seiner Altersgruppe habe er keine gekannt. Das Hobby galt – oder gilt – als verstaubt, als Altherrenbeschäftigung.

Das scheint sich gerade zu ändern, so ist Schmidts Eindruck. Nicht nur weil ihm auf Youtube viele junge Menschen folgen – die größte Altersgruppe seiner Follower sind die 20- bis 35-Jährigen. Keine Überraschung, ist die Videoplattform doch vor allem ein Medium der jungen Generation. Möglicherweise sei es der Trend des Aquascapings, das viele Jüngere in das Hobby ziehe, überlegt Schmidt. Aquascaper bauen unter Wasser kunstvolle Mini-Landschaften, die aussehen wie ein Gebirge oder wie eine bekannte Filmkulisse.

Schmidts Ansatz ist ein anderer: Er gestaltet in seinen Aquarien Biotope, die so natürlich wie möglich sind. Aus seinen Becken quillt reichlicher Pflanzenwuchs, das Wasser ist mitunter teebraun, weil viele seiner Fische ihre Heimat in morastigen Urwaldtümpeln haben.

Eine dritte Motivation für seine Videos sei ihm mit der Zeit immer wichtiger geworden, sagt Schmidt: die Haltungsbedingungen von Zierfischen zu verbessern. Er weiß um die dunkle Seite der Aquaristik: Jedes Jahr gehen viele Tiere an falschen Haltungsbedingungen zugrunde – unter anderem deswegen, weil das Hobby viel Fachwissen er-



Martin Schmidt baut in seinen Aquarien Biotope, die so natürlich wie möglich sind.

fordert. Aber nicht jede und jeder, die oder der ein Aquarium aufstellt, hat dieses Wissen. Wie viele Fische genau es sind, die pro Jahr an Haltungsfehlern sterben, weiß niemand. Der Deutsche Tierschutzbund gibt für

Deutschland eine Zahl von 60 Millionen an – allerdings weiß niemand genau, wie viele Zierfische hierzulande pro Jahr über den Ladentisch gehen oder wie viele der Tiere in den rund zwei Millionen deutlichen Aquarien eigentlich leben. Die Verlustzahl des Tierschutzbunds ist daher eine feine Schätzung.

„Mit steigender Followerzahl bin ich gemerkt, dass ich hier Einfluss habe“, sagt Schmidt. Den wolle er nutzen, damit seine Fans tödliche Fehler vermeiden – die ihm früher auch selbst unterlaufen seien. Wobei ihm wichtig sei – und das betont Schmidt in vielen seiner Videos –, dass sein Ansatz zur Pflege von Fischen nur einer von mehreren möglichen sei.

Ein bisschen Bio-Unterricht nebenher

Nebenbei erklärt er ökologische Zusammenhänge. „Das liegt mir ja sehr nah, so als Biolehrer“, sagt Schmidt mit breitem Grinsen. Er erläutert in seinen Videos zum Beispiel, wie Bakterien giftige Stickstoffverbindungen im Aquarienwasser abbauen, und spricht dann von den „guten Bakterien“ – leicht verständlich eben. „Ob das Nitrosomonas oder Nitrobacter sind, ist egal“, sagt er. „Das ist die Ebene, die für das Hobby reicht.“

Vor der Kamera stecken Schmidts Füße oft in den Espandrilles. Zu ihnen bekommt er mitunter auch Kommentare. Aber das sei unbeabsichtigt, sagt er: „Das ist kein Markenzeichen oder so.“ Während er erzählt, baut er ein Stativ auf, schraubt

sein Handy daran und stellt es vor einem der Bassins auf. „Könnte sein, dass sie gerade abblähen“, sagt er dabei. Er zeigt auf ein paar erdbeerrote Fischlein, die zuckend durch dichtes Wurzelgeflecht schwimmen. „Boraras brigittae“, stellt er sie vor. Auf einen Zuchterfolg dieser Bärtinge aus dem Süden der Insel Borneo warte er schon länger.

Rund 25 000 Menschen folgen derzeit „Martins Fische“ auf Youtube. Jede Woche kommen im Schnitt 150 dazu. Zwar gibt es über Aquaris-



tik größere deutschsprachige Kanäle, aber die sind kommerziell, das heißt: In den Videos ist Werbung geschaltet oder die Youtuber zeigen Produkte von Firmen, von denen sie gesponsert werden, oder sie sind selbst Zoofachhändler.

Anfragen, ob er in seinen Videos nicht auch Ware vorstellen wolle, bekomme Schmidt auch, sagt er: „Die lehne ich aber alle ab.“ Sein Youtube-Kanal solle bitteschön

Hobby bleiben. Allerdings nenne er schon mal einen Herstellernamen, wenn er etwa einen Filter zeige oder eine Aquarienslampe. Da komme er

kaum drumherum, sagt er, wenn zum Beispiel das Herstellersignet im Film zu sehen ist oder wenn Follower ihn nach einem Produkt fragten. Er nenne aber oft mehrere Hersteller. Und wenn er ein Produkt nicht gut findet, dann sage er das auch.

Wenn Schmidt auf Aquaristik-Messen geht, werde er jedes Mal erkannt, berichtet er: „Einerseits ist das schön, weil ich dann viele tolle Gespräche führen kann.“ Andererseits habe er kaum noch Zeit, sich auf Messen umzusehen – oder erst dann, wenn die Schauen ihrem Ende zugehen. Vor seinen Schülern habe er seine Youtube-Filme anfangs sogar geheim gehalten. Aber die hätten das irgendwann selbst herausgefunden. „Die gehen aber sehr locker damit um“, erzählt er.

Den Aufwand zur Betreuung seines Kanals musste er indes zurückfahren, sagt Schmidt. Anfangs habe er jeden Kommentar beantwortet: „Irgendwann war ich samstags acht Stunden lang mit Kommentaren beschäftigt.“ Jetzt muss ein Herzchen für jede Fanreaktion reichen, nur zu einigen schreibt er noch etwas. Solange die Filme mit vertretbarem Aufwand verbunden seien, mache er weiter, sagt er. „Und wenn ich mal 70 bin, schaue ich vielleicht zurück und freue mich darüber, was ich mal gemacht habe.“



Häufige Fehler bei der Fischhaltung

Zu viele Fische: Überbesetzte Aquarien führen zu Stress bei den Fischen und geringer Lebenserwartung. Als Faustformel gibt der Deutsche Tierschutzbund an: Für jeden Zentimeter, den ein ausgewachsener Fisch an Länge erreichen kann, benötigt er zwei Liter Wasser.

Zu große Fische: Häufig hört man, dass Fische sich in ihrer Größe ihrem Aquarium anpassen könnten. Das stimmt nicht. Fische wachsen ihr ganzes Leben lang. In einem zu kleinen Aquarium werden sie nur deshalb nicht so groß, weil sie stressbedingt vor ihrer Zeit sterben.

Nicht zueinander passende Arten: Jede Fischart hat ihre eigenen Ansprüche an Temperatur, pH-Wert und Kalkgehalt des Wassers. Setzt man zwei Arten mit unterschiedlichen Ansprüchen in ein Aquarium, geht auf Dauer mindestens eine Art dabei zugrunde.

Uninformiertheit: Keinen Fisch kaufen, über dessen Bedürfnisse man sich nicht vorab informiert hat. Auf die Qualität der Beratung in Zooläden kann man sich nicht immer verlassen. Noch immer verkaufen manche Geschäfte Fischarten, die prinzipiell ungeeignet sind für die Haltung in Aquarien.

Überfütterung: Tropische Gewässer sind von Natur aus nahrungsarm. Zierfische brauchen daher meist nicht viel zu fressen und werden sogar krank, wenn sie überfüttert werden. Sie sollen nur ein bis zwei Mal am Tag fressen, und nur so viel, wie sie in fünf Minuten vertilgen können. Außerdem leidet die Wasserqualität, wenn zu viel Futter ins Becken kommt.

Eintönige Fütterung: Industriell hergestelltes Flocken- oder Granulatfutter ist höchstens eine gute Grundlage, aber kein Alleinfutter. In der Natur fressen die meisten Fische Krebschen oder Insektenlarven. Wer seinen Pfleglingen kein lebendes Futter bieten kann, sollte ihnen wenigstens regelmäßig gefrostete Wasserflöhe, Mückenlarven oder Ähnliches reichen.

Mangelnde Pflege: Im Wasser reichern sich Stoffwechselabbauprodukte an, die giftig sein können. Mindestens ein Mal pro Woche sollte man Schmutz entfernen und einen Teil des Wassers im Becken austauschen. nis

„Martins Fische“

Jeden Freitag um 6.30 Uhr erscheint auf „Martins Fische“ ein neues Video. Der Youtube-Kanal ist erreichbar unter <http://u.epd.de/1nfk>.

„Martins Fische“ auf Instagram: <http://u.epd.de/1q8n>



Ein Holzstich, der Ende des 19. Jahrhunderts entstand, zeigt Johann Heinrich unter den Waisenkindern von Nidwalden nach der Verwüstung des Kantons Unterwalden im Jahr 1798.

Pädagoge und Pechvogel

Das Leben Johann Heinrich Pestalozzis war chaotisch, doch einige seiner Ideen setzten sich durch

Viele Schulen sind heute nach ihm benannt, doch wer war Pestalozzi? Er war ein Mann, der viele Pleiten und Bruchlandungen erlebt hat.

VON THOMAS SCHLEIFF

Johann Heinrich Pestalozzi wurde am 12. Januar 1746 geboren. Er begann seine berufliche Laufbahn in seiner Schweizer Heimat als Landwirt. Auf Kredit kaufte er 20 Hektar Land zusammen. Doch recht bald endete sein Unternehmen in einer Pleite – es sollte nicht die einzige in seinem Leben bleiben. Auch sein erster Anlauf, eine Schule für Arme zu betreiben – nicht aus idealistischen Gründen, sondern um sein täglich Brot damit zu verdienen –, scheiterte nach kurzer Zeit.

Pestalozzi war eine gescheiterte Existenz, und das wusste er auch. Wer viel Chaos und Pech in seinem Leben hat, kann sich mit Pestalozzi trösten: Denn es ist nie zu spät für eine Wende. Bei Pestalozzi kam sie durch die Schriftstellerei. Sein erster Roman „Lienhard und Gertrud“ wurde ein Erfolg. Das brachte ihm Anerkennung und etwas Geld.

Doch das Chaotische blieb in seinem Leben. Auch spätere Schulgründungen endeten in Streit und finanziellem Desaster. Der große Philosoph Johann Caspar Lavater,

der ansonsten sehr viel von Pestalozzi hielt, sagte: „Ich würde Pestalozzi zur Verwaltung nicht einmal meinen Hühnerstall anvertrauen.“ Und auch als Lehrer war der Pädagoge Pestalozzi alles andere als ein Genie. Ein Biograf urteilt: „Es gelang ihm nur mühsam, die Disziplin unter seinen Schülern aufrechtzuerhalten.“

Trotz Pleiten und Pannen wurde Pestalozzi populär. Er führte einige Prinzipien in die Pädagogik ein, die heute selbstverständlich sind. Pestalozzi ist einer der Väter einer liberalen, kindgemäßen und freiheitlichen Erziehung. Er war gegen stumpfen Drill. Ihm lag an der inneren Einsicht der Schüler und er hatte die Unterschiedlichkeiten der Begabungen im Blick. Besonders ist er auf die Kinder der Armen eingegangen – und er hatte viel zu tun mit der Armut in den Schweizer Dörfern. Die Liebe zu den Schülern war für ihn das A und O der Erziehung.

Was die Sexualität angeht, so vertrat Pestalozzi doch eher eine moderne Auffassung. Zwar war er gegen Sex vor der Ehe, doch da er einsah, dass Enthaltsamkeit nicht in der Natur des Menschen liegt, vertrat er die Ansicht, dass uneheliche Kinder und ihre Mütter unterstützt werden sollten. Von der heuchlerischen Verachtung der Gesellschaft hielt er gar nichts.

Überhaupt war Pestalozzi ein Familienfan: „Die häuslichen Freuden des Menschen sind die schönsten der Erde.“ Auch in der Schule soll es möglichst familiär zugehen. Nichts geht ohne menschliche Nähe und Wärme. Die wichtigste Erziehung geschieht zu Hause. Dabei hat die Mutter die überragende Bedeutung. Die Mutter hat ganz in ihrer „Mutterrolle“ aufzugehen. Die Mutter hat „im vollen Sinne des Wortes ihrem Kind ganz zu leben“, so Pestalozzi.

Der Pädagoge sieht in diesem Sinn die Professionalisierung der Erziehung sehr kritisch. Das natürliche Band der Familie kann für ihn durch nichts ersetzt werden. Seine gedanklichen Positionen sind teils sehr modern, teils sehr konservativ. Das gilt auch für Glaubensfragen.

So ist sein Glaube inhaltlich sehr allgemein: Gott ist der Vater aller Menschen. Pestalozzi hält dies für eine natürliche Überzeugung, die allen Menschen, auch abgesehen von der biblischen Offenbarung, angeboren ist. Für christliche Besonderheiten wie den Sühnetod Christi, die Sakramente und die Einzelheiten der Heilsgeschichte zeigt er kein Interesse. Die Quelle der Religion ist das natürliche Gefühl und nicht die Offenbarung. Gottesdienste und Liturgie haben ihn nicht begeistert. Da fühlt er ähnlich wie sein Zeitgenosse

Immanuel Kant. In dieser Hinsicht vertritt er ein typisch aufklärerisches Christentum.

Aber in zwei Punkten riskiert er doch gewagte Thesen: Zum einen sagt er, der Unglaube zerstöre die menschliche Gemeinschaft: „Der Unglaube ist die Quelle der Zernichtung aller inneren Bande der Gesellschaft.“ Man kann es auch so sagen: Wer Gott nicht Vater nennt, der kann den Mitmenschen nicht zum Bruder haben. Und zum anderen: Unglaube ist schrecklich. Denn ohne Glauben kann der Mensch sein Leben letzten Endes nicht bestehen. „Leiden, Grab und Tod ohne Gott zu bestehen hat die menschliche Natur keine Kraft.“

1792 war Pestalozzi von der französischen Nationalversammlung zum „Ehrenbürger der Revolution“ ernannt worden – eine Ehre ohne weitere große Bedeutung. Pestalozzi revanchierte sich mit einem wunderbaren Ratschlag an die Franzosen. Er sagte: Frankreich habe äußere Feinde. Und da gelte es zu rufen: „Auf zu den Waffen!“ Aber Frankreich habe auch einen inneren Feind, den Hunger und die Armut. Und da gelte es zu rufen: „Auf zu den Kartoffeln.“ Da sieht man mal wieder, wie sehr Pestalozzi ein Kind der Aufklärung ist. Denn die Kartoffel war ja auch das Lieblingsprojekt des Aufklärers Friedrich des Großen.

CD-TIPP

„Mose“ – ein Oratorium

VON JÖRG REDDIN

Das unbekanntere Oratorium „Mose“ des Komponisten Adolph Bernhard Marx ist die Entdeckung großartiger Musik. Marx wirkte als Musiktheoretiker und Herausgeber der von ihm 1824 begründeten „Berliner Allgemeinen Musikalischen Zeitung“. Er verfasste musikalische Aufsätze und auch die erste Biografie Beethovens.

Der „Mose“ wurde 1841 uraufgeführt. Marx bewies bei der Komposition dieses Werkes Mut und Selbstbewusstsein. Es gelang ihm damit eine wichtige Grundlage für die Weiterentwicklung des Oratoriums. Er wollte etwas Neues in diesem Genre schaffen. Er zeigt mit diesem Werk eine ungeheure kompositorische Experimentierfreude mit einer großen Dichte an dramatischen und harmonischen Wendungen und eine Vielfältigkeit der Farben an Ausdrucksmitteln auf kleinstem Raum. Es werden wunderbare musikalische Bilder gezeichnet, die den biblischen Bericht veranschaulichen.

Unter der Leitung von Gewandhauschor-Chef Gregor Meyer haben der Gewandhauschor Leipzig, acht Solisten und die Camera Lipsiensis auf historischen Instrumenten dieses Oratorium von Marx als Konzertschnitt auf CD eingespielt. Die Herausforderungen, die Marx technisch und konditionell an den Chor stellt, nimmt der Gewandhauschor scheinbar mit großer Leichtigkeit. Im Ausdruck beeindruckt er durch eine große Bandbreite, spricht deutlich, intoniert sauber und hat vor allem einen wunderschönen freien Klang.

Die Solisten sind allesamt tief in ihren Rollen verwurzelt und fesseln den Zuhörer durch große Variabilität im Klang und Ausdruck. Die Camera Lipsiensis trägt entscheidend dazu bei, dass die wunderschönen musikalischen Bilder kräftige Konturen bekommen, und ist dabei immer flexibel in den Tempo-, Klang- und Ausdruckswechseln. Eine tiefe Verneigung insbesondere vor dem Leiter der Aufführung, Gregor Meyer, der alle Beteiligten durch dieses Werk mit großer Sicherheit und Leidenschaft ins „gelobte Land“ führt.

Adolph Bernhard Marx: Mose.



2 CDs, CPO 2020, 29,99 Euro. Bestellbar auf www.jp.c.de oder unter Telefon 05401/889 39 99.

REZENSIONEN



Peter Stamm: Wenn es dunkel wird.
S. Fischer 2020, 192 Seiten, 21,- Euro.
ISBN 978-3-10-002226-4

Wahrhaft rätselhaft

VON FRANK KEIL

Das Unheimliche ist immer wieder ein Thema, das den Schweizer Schriftsteller Peter Stamm umtreibt. Was ist wirklich, vielleicht, weil es uns existenziell beschäftigt? Nun liegt ein neuer Erzählband vor – elf Geschichten, die um das Dunkle, um das Rätselhafte und das Verwirrende

unseres Alltags kreisen: Von einem Arzt wird erzählt, der seit Jahren kein Arzt mehr ist, aber nun behandelt werden muss. Er wird in dem Krankenhaus, das mal sein Krankenhaus war, einer Frau begegnen, die ihn an die Frau erinnert, die sich von ihm immer wieder aufs Neue behandeln ließ. Bis sie eines Tages genauso plötzlich, wie sie aufgetaucht ist, wieder verschwindet; und der er nun folgt, wie sie durch das Krankenhaus wandelt, in dem er selbst Patient werden soll, aber will er das noch?

Wir begleiten einen Mann in das Hotelzimmer, in dem er seine Frau mit ihrem Geliebten überraschen will, und es kommt ganz anders. Folgen der Polizistin, die in den Bergen die vermisste Frau finden wird, nur von den ebenfalls vermissten Kindern fehlt jede Spur. So wie damals ihr kleiner Bruder nicht wiedergefunden wurde, woraufhin sie be-

schloss, eines Tages Polizistin zu werden. Folgen der jungen Frau, von der ein Künstler eine Skulptur fertigen wird, für seine nächste Ausstellung. Sie wird immer wieder die Galerie besuchen, in der sie als Skulptur ausgestellt ist, bis die Skulptur verkauft ist, aber noch ist die Geschichte nicht zu Ende.

Wunderschön furchtbar

VON CATHARINA VOLKERT

Sydney Smith springt wie eine Bergziege. Sie erklimmt hohe Gebäude, lässt sich auf Flachdächern nieder, erspäht von dort aus ein geeignetes Fenstersims als Zwischenstation – und springt. Sie ist Freerunnerin, das Kraxeln, Laufen, Springen, Festhalten ihr Sport. Bis sie fällt. An ihrem

47. Geburtstag im Küstenort St. Ives in Südenland stürzt Sydney vom Dach.

In St. Ives lebt auch Maria mit ihrem egozentrischen Ehemann Jon, Hund Dexter und ihrer Tochter Belle. Belle ist Ende 20 und meint, dass alles gut ist, wie es ist. Ihr Job in der Buchhandlung, ihr Schrebergarten, ihre ausgedehnten Spaziergänge mit Dexter. Kleidung ist ihr so unwichtig wie eine Beziehung.

In diesem Küstenort verknüpfen sich Lebenswege. Denn als Sydney fällt, findet sie Maria.

Maria ist eine Frau, die nicht an Zufälle glaubt. Geht es nach „Bären füttern verboten“, so gibt es auch keine Zufälle. Denn St. Ives ist der Ort, in dem Sydneys Mutter ums Leben gekommen ist. Nun ist es ihr Unfall, der ihren Vater, seit dem frühen Tod seiner Frau Witwer, zum ersten Mal wieder nach St. Ives zieht. Aufge-

nommen werden er und Ruth, Sydneys Lebensgefährtin, bei Maria.

„Bären füttern verboten“ ist ein liebevoll geschriebenes Buch. Die Erzählperspektiven wechseln – und ja, Hunde bekommen mehr von uns mit, als wir denken. Das macht Spaß, denn die Autorin hat das Gefühl für das richtige Maß. Fazit: „Bären füttern verboten“ ist packend, humorvoll und berührend. Leben ist wunderschön und furchtbar zugleich.



Rachel Elliott: Bären füttern verboten.
Mare Verlag 2020, 336 Seiten, 22,- Euro.
ISBN 978-3-86648-624-9

Lothar will sterben und muss lernen zu leben

Tragikomödie nähert sich dem Thema Tod auf humorvolle Weise

Wie stirbt man richtig? Und wichtiger noch: Wie lebt man? Diesen Fragen muss sich Lothar in der Tragikomödie „Ruhe! Hier stirbt Lothar“ stellen.

VON MIRJAM RÜSCHER

Lothar (Jens Harzer) ist ein richtiges Arschloch, das sagt zumindest Rosa (Corinna Harfouch). Gerade hat er ihr gesagt, dass er zwar marokkanische Fliesen mag, aber keine Marokkaner, weswegen solle ihn da das Land interessieren. Lothar selbst würde sagen, dass er einfach nur direkt ist. Lothar ist ein Einzelgänger, er liebt Fliesen, und er liebt seinen Hund. Sonst liebt er nichts und braucht auch niemanden. Das ändert sich auch nicht, als er erfährt, dass er bald sterben soll – zumindest erst mal.

Die Tragikomödie „Ruhe! Hier stirbt Lothar“, die „Das Erste“ am 27. Januar zeigt, nähert sich den Themen Tod, Sterben und Hospiz auf eine humorvolle Weise. Gleichzeitig macht der feinsinnige Film



Lothar (Jens Harzer) denkt über sein Leben nach.

nachdenklich und fragt danach, wie wir leben und lieben und auch wie wir sterben wollen.

Lothars Leben ist einsam und gleichmäßig, rational, durchorganisiert. Lothar ist ein Miesepeter. Er hat recht, vor allem, wenn es um Fliesen geht. Gefühle sind ihm egal, seine eigenen unterdrückt er, die der anderen ignoriert er. Als bei ihm Krebs diagnostiziert wird und

er erfährt, dass er nur noch kurze Zeit zu leben hat, ist es ihm „irgendwie egal“. Er macht kurzerhand eine Liste. Lothar verkauft sein Haus, seine Fliesenfirma, er packt seine Sachen, bringt seinen Hund ins Tierheim, spendet all sein Geld, und dann zieht er ins Hospiz. Hier will er in Ruhe sterben, doch das verhindert nicht nur der Mann, der den Rasen mäht – „Der könnte

ja mal ruhig sein, immerhin sterben hier Menschen“, sagt Lothar empört. „Ruhe! Hier stirbt Lothar“, ruft Rosa. Und fügt an: „Ich hoffe, es geht schnell, sonst wird der ja nie fertig.“

Rosa stirbt ebenfalls. An Brustkrebs. Sie knackt die harte Schale von Lothar. Sie bringt ihn zum Reden, dazu, dass er Kontakt zu seiner Tochter aufnimmt. Er vertraut sich ihr an, und als er erfährt, dass er doch nicht sterben muss, sucht er Rat bei ihr. „Du tust ja so, als wäre es eine Katastrophe, dass du nicht stirbst“, sagt Rosa. „Das ist es für mich ja auch“, sagt Lothar. „Wie soll ich denn weiterleben? Das ist für mich ein großes Problem.“ Der Ironie dieser Situation – denn Rosa wünscht sich nichts mehr, als weiterzuleben – ist er sich gar nicht bewusst.

Und in der Tat, auch unabhängig von seiner emotionalen Unfähigkeit, wird das Weiterleben für ihn zu einem Problem. Das Hospiz wirft Lothar raus, nur Sterbende dürfen hier wohnen. Das Geld ist

weg. Sein Hund ist adoptiert und mit seiner Tochter, mit der er sich gerade verheiratet hatte, streitet er sich gleich wieder. Auch mit seinem ehemaligen Kollegen sucht er Streit. Er kann nirgends hin, vermisst sich umzubringen, doch zwei Männer halten ihn auf. Lothar stirbt einfach nicht.

Stattdessen muss er nun lernen, zu leben – mit anderen Menschen, mit sich selbst, seinen unaufgearbeiteten Problemen. Zum Glück haben die Filmemacher hier nicht auf ein übertriebenes „jetzt wird plötzlich alles gut“ gesetzt. Lothar ist ein Sonderling und darf auch einer bleiben. Widerstreben, zaghaft findet Lothar ins Leben. Er hat Schwierigkeiten, strauchelt und muss sich eingestehen: Er hat echt keine Ahnung, was er da tut.

Ein erfrischender Film über ein sehr ernstes Thema. Ein Film, der anrührt und genauso oft unglaublich komisch ist.

● „Ruhe! Hier stirbt Lothar“, Mittwoch, 20.15, ARD.

TIPPS SEHNSWERT

Sonntag, 24. Januar

9.03 ZDF, sonntags. Vegetarisch Essen

9.30 ZDF, Evangelischer Gottesdienst. Mut zum Glücklichein. Mit dem Ingelheimer Pfarrer-Ehepaar Waßmann-Böhm

10.15 WDR, Katholischer Gottesdienst. Aus der Basilika St. Aposteln in Köln

14.00 Phoenix, Mit Gott gegen Hitler. Bonhoeffer und der christliche Widerstand

17.30 ARD, Echtes Leben. Freiheit, Liebe, Handicap

19.30 ZDF, Terra X. Ein perfekter Planet - Ozeane

Montag, 25. Januar

19.40 arte, Bauernhof statt Seniorenheim. Ein Lebensabend mit Huhn und Kuh

20.15 ARD, Das geheime Leben der Rothirsche

21.00 hr, Atommüll ohne Endlager. Wie gefährlich ist das strahlende Erbe?

22.00 NDR, Unser Brot: Handwerk oder Massenware?

22.00 BR, Lebenslinien

22.15 WDR, Wie kalt ist das Leben auf der Straße? Reportage

22.45 WDR, Mehr als nur 4 Wände. Ein Obdachloser will sesshaft werden

22.50 ARD, Impf-Roulette – Jagd nach dem Wirkstoff

Dienstag, 26. Januar

19.40 arte, Sibirien taut auf. Klimawandel im Permafrost

20.15 ZDF, Wie kam Hitler an die Macht? Tödliche Verschwörung

20.15 arte, „Wahre Geschichte“. Papst Johannes Paul II., Freiheit ist teilbar

22.15 ZDF, 37°. Gastarbeiter Gottes. Für ein Halleluja um die halbe Welt

Mittwoch, 27. Januar

18.15 NDR, Die Nordreportage. Teller Statt Tonne! Von Essensrettern und Lebensmittelensorgern

20.15 ARD, Ruhe! Hier stirbt Lothar. Fernsehfilm

20.15 3sat, Getrennt durch Stachelndraht. Jugendjahre im KZ

22.15 WDR, Die Story. Wenn

Rechtsextremisten freie Schulen unterwandern

23.00 WDR, Die Unsichtbaren. Wir wollen leben. Fernsehfilm

Donnerstag, 28. Januar

20.15 arte, Das Wattenmeer – Leben zwischen Land und See

21.45 hr, „Engel fragt“. Generation Corona – Jugend am Limit?

22.00 SWR, odysso. Sterben ohne Abschied?

22.45 WDR, Menschen hautnah: Drogen, Knast und Gangsta-Rap. Willkommen in einer anderen Welt

Freitag, 29. Januar

19.40 arte, Geschäft mit dem Babyglück. Leihmütter in der Ukraine

22.00 SWR, Nachtcafé. Worauf noch warten?

Samstag, 30. Januar

21.45 arte, Der Reichstag. Geschichte eines deutschen Hauses. Dokumentation

23.45 ARD, Das Wort zum Sonntag spricht Stefanie Schardien, Fürth



Wie kalt ist das Leben auf der Straße?

Was bedeuten die Corona-Maßnahmen für den ohnehin schon harten Alltag von Menschen ohne Obdach? „Ich rauche Zigarettenstummel von der Straße auf, da hilft mir die Maske gegen Corona wenig“, sagt Michael. Er lebt in Dortmund, seit fünf Monaten ist er auf der Straße. Corona ist auch für ihn ein Thema, aber die Angst sich anzustecken ist nicht seine größte Sorge. **„Unterwegs im Westen“, Montag, 22.10, WDR.**

TIPPS HÖRENSWERT

Sonntag, 24. Januar

7.30 hr2, Evangelische Morgenfeier. Mit Anke Haendler-Kläsener, Fliesen

8.30 B2, Evangelische Perspektiven. Schau mich an! Diese Sehnsucht gesehen zu werden

8.30 WDR 3, Lebenszeichen. Sternbild und Schicksal

08.35 DLF, Am Sonntagmorgen. Nicht nur ein Problem der Anderen. Ein Gespräch über Antisemitismus

8.40 NDR Kultur, Glaubenssachen. Im zwischenmenschlichen Grenzbereich. Über die Wahrheit und die Lüge

09.04 WDR5, Diesseits von Eden Die Welt der Religionen

10.00 WDR5/NDR Info, Evangelischer Gottesdienst. Aus der Nikolaikirche in Rostock

10.05 DLF, Katholischer Gottesdienst. Übertragung aus Hildesheim

10.35 B1, Evangelische Morgenfeier. Übertragung aus München

11.30 hr2, Camino - Religionen auf

dem Weg. Die Sünde der Korruption. Religiöse Gruppen in Guatemala stärken den Rechtsstaat

12.05 SWR2, Glauben. 20 Jahre Weltsozialforum

13.05 NDR Kultur, Gedanken zur Zeit. Hello, Mr. President. Versöhnen statt spalten

Montag, 25. Januar

8.30 SWR2, Wissen. Zu Hause sterben – Palliativversorgung auf dem Land

21.03 BR2, Theo.Logik. Klimaschutz

Dienstag, 26. Januar

15.05 SWR2, Weiblicher Widerstand – Polens Frauen gegen staatliche Willkür

20.05 NDR Kultur, Großvaters Doppelleben. Eine sehr persönliche Reise zu den dunklen Seiten des Familienlebens

Mittwoch, 27. Januar

15.05 SWR2, Ehrliche Reue? Mein Nazi-Großvater und seine Umkehr

20.10 DLF, Aus Religion und Gesellschaft. Wir wollten nur rassische und nationale Einheit bewahren. Die Angeklagten im Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess

Donnerstag, 28. Januar

08.30 SWR2, Gewalt gegen Menschen mit Behinderung

15.05 SWR2, Zwischen Liebe und Wut. Eine Frau betreut ihre alte Mutter

19.30 DLF Kultur, Das wird man doch wohl noch denken dürfen! Was Vorurteile für uns bedeuten

Freitag, 29. Januar

08.30 SWR2, Den Tod akzeptieren heißt leben lernen

10.08 DLF, Lebenszeit

12.05 hr2, Doppelkopf. Am Tisch mit Jörg Niesner, „Sinnfluencer“

Samstag, 30. Januar

19.05 SWR2, Geistliche Musik

23.05 DLF, Eine lange Nacht über die Erinnerungskultur des Holocaust in der Ukraine

REGIONAL GEISTLICH

Sonntag

7.05, DLR Kultur, Adonaj, Kyrie und Hallelujah. Der christlich-jüdische Chor „Schalom“ in Berlin.

7.45, WDR 2, Hör mal: Magnus Anschutz, Köln.

8.00, Lokalfunk, Himmel und Erde. Magazin der Kirchen bei der Lokalfunk.

8.40, WDR 5, Geistliches Wort: Domvikar Wilhelm Tolksdorf, Essen.

8.55, WDR 4, Sonntagkirche: Alexandra Boxberger, Paderborn.

15.04, WDR 3, Kulturfeature. Siedeln auf Hoher See – Der Traum vom staatenlosen Leben.

Mittwoch

10.05, DLF, Kalenderblatt. Vor 500 Jahren: Der Reichstag zu Worms beginnt.

Morgenandachten

5.56, WDR 2, Sabine Steinwender-Schnitzius, Wuppertal (Mo-Mi); Joachim Gerhardt, Bonn (Do-Sa); 6.55, WDR 5 (Sa 7.55); 7.50, WDR 3 (mit Choral, Sa: Landeskirchenmusikdirektorin, Christa Kirschbaum, Frankfurt); 8.55, WDR 4, (Mo-Sa) Heddo Knieper, Soest.

5.45, Lokalfunk, „Augenblick mal!“ (Mo-Fr), 6.15 (Sa).

6.35, DLF, Pfarrer Thomas Steiger, Stuttgart.

Tag für Tag

9.35, DLF, Aus Religion und Gesellschaft, Montag bis Freitag.

Kirchenzeitung *vor Ort*

Aus den mecklenburgischen und pommerschen Gemeinden | Nr. 4 MV | Sonntag, 24. Januar 2021

11

Der lächelnde Herzog

In Kenz wurde das Epitaph des Barnim VI. restauriert 15

Der große Versöhner

Freiluftausstellung in Schwerin erinnert an Rabbiner Wolff 16

Der kleine Protest

Aktive erinnern sich an Kirchentage in Rostock und Greifswald 18

KURZ NOTIERT

Pommersche Synodale beraten zu Populismus

Greifswald. Die pommersche Kirchenkreissynode tagt am Freitag, 22. Januar, per Videokonferenz von 17 bis 21 Uhr – um die beiden ausgefallenen Synoden aus dem Vorjahr nachzuholen. Unter anderem will der Ausschuss Kirche und Gesellschaft seine Beratungsergebnisse zu „Populismus in unserem Kirchenkreis“ vorstellen. Perspektiven für die Kinder- und Jugendarbeit, die Erfahrungen mit der Projektstelle Orgelunterricht und weitere Themen stehen auf dem Plan. Gäste können Zugangsdaten per E-Mail an kirchenkreissynode@pek.de anfordern. *sym*

OP PLATT

Spraakgrenzen

VON THORSTEN BÖRNSEN



Op Platt kannst' blots över Buerweertschap, Skat un Boßeln snacken, Politik, Kultur un Kunst fällt ut. Gau hebbt wi de Grenzen von uns Spraak tofaten. „Outdoorjackete“ un „Ehagattensplitting“, „Neutralreiner“ un „Abstraktion“ hebbt wat gemeensaam. Se sünd nich plattdütsch. De Strieders för de Reinheit von de Spraak meent nu, dat wi düsse Wöör denn ok nich bruken schüllt. Op Plattdütsch mutt een dat even ümschrieben. Wörüm aver egentlich keen Frömdwöör? Dat maakt de Hoohdütschen doch jüst so. Ok op Platt mutt dat jo dorüm gahn un verstännigen sik in hütie Tieden. Anners maakt du twoors allens richtig, aver leider is keen mehr över, mit den du noch korrekt snacken kannst. Un dat weer doch ok schaad, wenn se di denn later op den Graffsteen schrieben deen: „Er war der Letzte, der noch richtiges Plattdeutsch konnte. Leider verstand ihn keiner mehr.“

Wo bald das Licht ausgeht

Im pommerschen Kirchenkreis stehen die ersten „ruhenden“ Pfarrstellen fest

Weil in der Nordkirche Pastorenachwuchs fehlt, dürfen die Kirchenkreise nicht mehr alle Stellen nachbesetzen. Im pommerschen Kirchenkreis werden bald 14 der 120 Pfarrstellen „ruhen“ – fast 20 weitere sollen bis zum Jahr 2030 folgen.

VON SYBILLE MARX

Katzow. Wann genau Pastor Jim Brendel in den Ruhestand geht, ist noch offen. „Vielleicht in zwei, drei Jahren“, sagt der 62-Jährige. Doch schon jetzt ist klar: Einen Nachfolger wird es für ihn nicht geben. Die Pfarrstelle Katzow zwischen Greifswald und Wolgast wird nach Brendels Weggang auf „ruhend“ gesetzt, vakant sein bis 2030 und vermutlich länger. So hat es der pommersche Kirchenkreisrat in Absprache mit der Gemeinde beschlossen, notgedrungen, wie Propst Gerd Panknin erklärt. „Niemand will das“, sagt Brendel.

Auf der pommerschen Kirchenkreissynode, die für März geplant ist, sollen „ruhende Pfarrstellen“ Thema sein. Denn nicht nur Brendel wird bald aufhören, nicht nur Katzow wird dann für Jahre oder immer den Pfarrsitz verlieren. In der gesamten Nordkirche hat eine Pensionierungswelle eingesetzt: Von 2020 bis zum Jahr 2030 gehen jedes Jahr etwa 80 bis 100 Pastoren in den Ruhestand, heißt es vom Landeskirchenamt. Und nur etwa 300 Theologen aus dem Studium rücken in der Zeit nach, so die Prognose. Statt der 1700 Nordkirchen-Pastoren im Jahr 2020 werden im Jahr 2030 nur noch 1100 auf den Kanzeln stehen, Seelsorge anbieten, Kirchengebäude erhalten. Im pommerschen Kirchenkreis soll die Zahl von 120 Pastoren im Jahr 2020 auf 95,5 im Jahr 2025 sinken. Auf dem gesamten Darß wird dann zum Beispiel nur eine Pfarrstelle verbleiben.

„Wir erleben seit 30 Jahren den Niedergang“

„Das ist nicht schön“, seufzt Pastor Matthias Ballke aus Kemptitz bei Greifswald: „Wir erleben seit 30 Jahren den Niedergang, immer wieder werden Pfarrbereiche zusammengelegt.“ Zu Wendezeiten hätten in Kemptitz und Umgebung noch drei Kollegen gearbeitet, heute ist er allein für das Gebiet zuständig. Und wenn Brendel im zehn Kilometer entfernten Katzow erst pensioniert ist, müssen Ballke und seine verbleibenden Kollegen in Wolgast und den anderen umliegenden Orten sehen, wie sie die Gemeindeglieder von dort auch noch „mitversorgen“. „Das kriegen wir schon hin, das lässt sich alles gestalten“, meint Ballke. „Nur bräuchten wir irgendwann mal Ruhe und Stabilität. Es ist schon zu viel Kraft in Strukturveränderungen geflossen.“

Wie die Nordkirche den Pastorenmangel abzufedern versucht, sieht Ballke zum Teil skeptisch. 2019 hatte die Landessynode beschlossen, über das „Personalplanungsförderungsgesetz“ mit Einstellungsstopps die wenigen nachrückenden Pastoren gleichmäßig



Noch arbeitet Pastor Jim Brendel (rechts) in Katzow. Doch wenn er in ein paar Jahren in den Ruhestand geht, wird die Pfarrstelle nicht neu besetzt.

alle Teile der Landeskirche zu lenken – damit nicht auf dem Land riesige weiße Flecken entstünden, während sich in den Städten der Nachwuchs tummle. Propst Gerd Panknin, der im pommerschen Kirchenkreis für Personalfragen zuständig ist, findet das erleichternd: „Dafür können wir dankbar sein.“

Ballke dagegen fühlt sich an sozialistische Planwirtschaft erinnert. „Ich glaube, es wäre besser gewesen, den Wettbewerb um die Kandidaten zuzulassen“, meint er. „Das hätte eher Kreativität freigesetzt und für die Attraktivität des Berufs gesorgt.“ Das jetzige Prozedere sei von Mutlosigkeit gezeichnet. „Aber das ist natürlich nur die Sicht eines einfachen Pastors – ich kenne die Hintergründe ja nicht genauer.“

Immerhin, eines findet Ballke gut: Der pommersche Kirchenkreis hatte die Gemeinden angesichts der anstehenden Pensionierungswelle im Jahr 2019 aufgerufen, sich



Propst Gerd Panknin ist für Personalfragen zuständig.

Gespräche sei die Idee aufgekommen, künftig auch den Gemeindebrief gemeinsam herauszugeben. Der Friedhofs-Mitarbeiter von Züssow-Zarnekow sei zudem Spezialist für Baumpflege und könne sein Wissen auch in Kemptitz einsetzen. „Umgekehrt haben wir einen Hausmeister, der dort manches übernehmen kann.“ Sich so als Region aufzustellen, sei „fruchtbar“.

Allerdings hatten die Gemeinden in den Gesprächen auch die Aufgabe, festzulegen, welche Pfarrstelle in ihrer Region ab 2020 „ruhen“ könnte. „Das sind schmerzvolle Entscheidungen“, sagt Propst Panknin. Zumal es im Moment nicht so aussieht, als ob man diese Stellen je wieder besetzen könne. „Aber wir wollen uns diese Möglichkeit zumindest offenhalten.“

„Das ist nicht das Ende der Kirche“

Für Pastor Jim Brendel ist die Vorstellung, dass nach ihm erst mal kein Pastor mehr kommt, schwer auszuhalten. „Das fühlt sich an, als würde hinter mir das Licht gelöscht“, sagt er. „Aber das stimmt natürlich nicht, es geht ja weiter. Und es ist auch nicht das Ende der Kirche.“ Das Verhältnis zwischen Verwaltung und Gemeindepastoren droht ihm allerdings in eine Schiefelage zu kommen. „Bald verwaltet sich die Verwaltung nur noch selbst ...“, mutmaßt er.

Und im Blick auf Katzow ist ihm und seinen drei Kirchengemeinderäten wichtig, dass gewachsene Kooperationen durch die neue nicht zerstört werden. Die Gemeinden Katzow, Neuboltenhagen und Hohendorf, früher eigenständig, versorgt er seit 1996 als alleiniger Pastor. „Wir sind in dieser Zeit zu einer Einheit zusammengewachsen“, sagt er. „Und wir wollen nicht, dass das zerschlagen wird und Katzow der einen Nachbargemeinde zugeschlagen wird, Neuboltenhagen und Hohendorf zwei anderen.“ Was auch immer die Verbleibenden in der Region für eine Lösung fänden: „Die gewachsenen Verbindungen werden bewahrt werden“, hofft er. „Das haben wir klar gesagt.“

Maßnahmen gegen den Pastorenmangel:

- Um die Einschnitte durch den erwarteten Pastorenmangel abzufedern, besetzt der pommersche Kirchenkreis einige übergeordnete Pfarrstellen künftig mit Nicht-Pastoren, darunter zum Beispiel die Ökumene-Stelle.

- 2019 wurden benachbarte Gemeinden zu „Regionen“ erklärt und bekamen die Aufgabe, mithilfe von Gemeindeberatern zu überlegen, wie sie künftig kooperieren und sich entlasten könnten. Als ein Vorreiter gelten die „Kirchen am Sund“, fünf Gemeinden mit zwei Pastorinnen zwischen Greifswald und Stralsund, die schon früher Gespräche aufgenommen und im September ihre Zusammenarbeit gestartet haben. Mehr Infos auf www.kirchen-am-Sund.de.

- Um mehr Menschen für den Pfarrberuf zu begeistern, hat die Nordkirche eine Stelle für die Nachwuchswerbung geschaffen.

- An der Universität Greifswald ist 2020 in Absprache mit der Nordkirche der Studiengang „Master of Theology“ entstanden, der es Berufstätigen erlaubt, berufsbegleitend Theologie zu studieren und nach voraussichtlich drei Jahren ins Vikariat zu gehen.

KURZ NOTIERT

Erzbischof will Gebäudebestand verringern

Hamburg. Angesichts des hohen finanziellen Defizits stellt das katholische Erzbistum Hamburg die Weichen für die geplante Vermögens- und Immobilienreform. Nach zweijähriger Vorarbeit hat Erzbischof Stefan Heße eine entsprechende Rahmenordnung unterzeichnet, die am 25. Januar in Kraft treten soll. Das teilte das Erzbistum mit. So sollen wichtige Gebäude wie stadtbildprägende Kirchen auch künftig finanziell unterstützt werden. Gebäude, die für die kirchliche Arbeit nicht unbedingt notwendig sind, sollen dagegen entwickelt, verpachtet oder verkauft werden.

Die Gemeinden sollen dazu vom Sommer an konkrete Vorschläge erarbeiten, welche Gebäude als Primär- und welche als Sekundärimmobilien gelten, hieß es. Dieser Entscheidungsprozess soll Ende 2022 abgeschlossen sein. Die letztendliche Entscheidung soll der Erzbischof treffen. Betroffen sind rund 800 Gebäude in Hamburg, Schleswig-Holstein und Mecklenburg. Es gehe darum, gute Lösungen zu entwickeln, Kooperationen mit anderen Kirchen und Partnerschaften im gesellschaftlichen Umfeld zu gestalten. „Dies wird auch einhergehen mit Trauer und Abschied von lieb gewonnenen, vertrauten und zur Heimat gewordenen Gebäuden, die von unseren Vorfahren errichtet wurden“, so Heße. epd

Gebetswoche wird in Hamburg eröffnet

Hamburg/Frankfurt. In der Hamburger Hauptkirche St. Petri wird am Sonntag, 24. Januar, um 17 Uhr der zentrale Gottesdienst für die traditionelle „Gebetswoche für die Einheit der Christen“ gefeiert. Die Gebetswoche bildet in diesem Jahr auch den Auftakt zum Jahr der Ökumene 2021/2022, das die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) in Deutschland ausgerufen hat. Zur Gebetswoche lädt die ACK in Deutschland gemeinsam mit der ACK in Hamburg ein. Der Vorsitzende der ACK in Deutschland, Erzpriester Radu Constantin Miron, wird die Predigt halten. Zahlreiche weitere Geistliche aus den ACK-Mitgliedskirchen werden den Gottesdienst mitgestalten, das Grußwort kommt von Hamburgs Erstem Bürgermeister Peter Tschentscher.

Die Texte für die Gebetswoche wurden von der monastischen Kommunität von Grandchamp aus der Schweiz vorbereitet. Das Thema „Bleibt in meiner Liebe und ihr werdet reiche Frucht bringen“ (Johannes 15, 8-9) geht zurück auf die Berufung der Gemeinschaft von Grandchamp zu Gebet, Versöhnung und Einheit in der Kirche und der Menschheitsfamilie. Weltweit wird die Gebetswoche jedes Jahr entweder vom 18. bis 25. Januar oder in der Zeit von Christi Himmelfahrt bis Pfingsten gefeiert. Ihre Ursprünge gehen bis in das 19. Jahrhundert zurück. EZ/kiz

Wunsch nach Leben auf dem Land nimmt zu

Hamburg. Immer mehr Bundesbürger können sich offenbar zukünftig ein Leben außerhalb der Metropolen vorstellen. Das geht aus einer aktuellen repräsentativen Umfrage der Hamburger Stiftung für Zukunftsfragen hervor. Etwa jeder Vierte kann sich vorstellen, künftig auf dem Land oder in einer Kleinstadt zu wohnen. Aber nicht einmal jeder Zehnte kann sich für ein Leben in einer Metropole begeistern. Dies gilt unabhängig von Einkommen und Geschlecht. Allerdings gibt es regionale Unterschiede: So interessieren sich fast doppelt so viele Ostdeutsche (15 Prozent) wie Westdeutsche (8 Prozent) für ein Leben in einer größeren Stadt. Sowohl in Großstädten als auch auf dem Land ist die grundsätzliche Bereitschaft für einen Umzug allerdings gering: So wollen 84 Prozent der Landbewohner auch in Zukunft fernab der Stadt leben. Vorrangig ist das Bedürfnis nach gemeinschaftlichem Wohnen: So gaben 29 Prozent der Befragten an, zukünftig in der Nähe der Familie leben zu wollen. 12 Prozent würden gern gemeinsam mit Gleichgesinnten wohnen, 8 Prozent in einem Mehrgenerationenhaus. Ingegnen bevorzugen nur 3 Prozent ein Leben in Single-Wohnungen. Befragt wurden von November bis Anfang Dezember 3000 repräsentativ ausgesuchte Menschen. epd

● Mehr zur Statistik „Zukunfts-Monitor 2021“ lesen Sie unter <http://u.epd.de/1qdt>.

„Wir brauchen die Debatte über Suizidassistenten“

Hamburgs Diakoniepastor Dirk Ahrens votiert für assistierte Selbsttötung



Hamburgs Diakonievater Dirk Ahrens (r.), hier mit Erzbischof Stefan Heße, Hamburgs Zweiter Bürgermeisterin Katharina Fegebank und Bischöfin Kirsten Fehrs bei einem ökumenischen Gottesdienst in St. Katharinen.

In der wieder aufgeflamten Debatte um die Zulassung assistierter Selbsttötung in kirchlich-diakonischen Heimen und Krankenhäusern (siehe auch Seite 2 und 7) schlägt sich der Hamburger Landespastor für Diakonie auf die Seite des Diakonie-Präsidenten Lilie und damit gegen den EKD-Ratsvorsitzenden.

VON CORINNA BUSCHOW

Hamburg. Der Hamburger Landespastor für Diakonie, Dirk Ahrens, hat die Kirche dazu aufgefordert, die Debatte über Suizidassistenten in evangelischen Einrichtungen offensiv zu führen. Ahrens ist einer von drei Vorstandsvorsitzenden der Diakonischen Landesverbände in der Nordkirche. „Momentan werden Positionen von leitenden Geistlichen hochgehalten, die vor dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts formuliert wurden. Das geht nicht mehr“, sagte Ahrens. Er ist auch Vorsitzender des Ausschusses Diakonie im Evangelischen Werk für Diakonie und Entwicklung.

Der Präsident des Diakonie-Bundesverbandes, Ulrich Lilie, hatte sich gemeinsam mit anderen Vertretern

der Kirche für die Möglichkeit zur Suizidassistenten in diakonischen Einrichtungen ausgesprochen und damit eine erneute Debatte entfacht. Die offizielle Haltung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) schließt organisierte Suizidassistenten bislang aus.

Dirk Ahrens sagte, die von Lilie angestoßene Debatte werde gebraucht. Man dürfe nicht versuchen, „die Diskussion unter dem Tisch zu halten“. Die Menschen vor Ort in den diakonischen Einrichtungen müssten konkret mit dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts umgehen. „Als Leitende müssen wir ihnen dabei helfen“, sagte er. Nicht zuletzt durch das Verfassungsgerichtsurteil sähen sich Einrichtungen in der ambulanten Pflege, in den Pflegeheimen und Krankenhäusern immer wieder mit dem Wunsch konfrontiert, dass Menschen ihr Leben beenden wollen.

Das Bundesverfassungsgericht hatte am 26. Februar 2020 das Verbot organisierter – sogenannter geschäftsmäßiger – Hilfe beim Suizid gekippt und damit unter anderem Sterbehilfeorganisationen recht gegeben, die Sterbewilligen todtbringende Medikamente zur Selbsttötung

überlassen. Die Karlsruher Richter begründeten dies mit dem Recht auf selbstbestimmtes Sterben, das auch die Hilfe Dritter beim Suizid erlaube.

Mit Blick auf den Dissens zwischen dem EKD-Ratsvorsitzenden Heinrich Bedford-Strohm und Diakonie-Chef Ulrich Lilie warnte Ahrens vor der Gefahr, „dass es am Ende um Personen und nicht um die Sache geht“. Er plädierte für geordnete Diskussionen in den Gremien. Dazu gehörten zentral der Rat der EKD und der Ausschuss Diakonie, der den Vorstand des Bundesverbandes berät. „Nur so kommen wir voran“, sagte er.

Wichtigstes Ergebnis dieses Prozesses müssten Schutzkonzepte sein. „Darin liegt der Schlüssel, um Sorgen und Vorbehalte auszuschießen“, sagte der Diakonievater. „Der Tod darf weder zum Businessmodell noch eine leichte Variante werden, um anderen nicht mehr zur Last zu fallen.“ Man brauche Verfahren und eine Vorstellung davon, wie Suizidassistenten in diakonischen Einrichtungen überhaupt ablaufen könnten, „bevor wir entscheiden können, ob assistierter Suizid in diakonischen Einrichtungen denkbar wäre“.

ANZEIGE

VERLAG AM
BIRNBACH

SURVIVAL-PACK für den Lockdown,
Geschenkset für Kirchengemeinden

SURVIVAL-PACK als Geschenkset an alle Gemeindeglieder zum Corona-Lockdown, bestehend aus schönen und praktischen Geschenkartikeln + einem Heft, fertig verpackt in einer Papiertüte mit schickem Aufdruck „Bleibt alle gut behütet“:

- LED Leselampe
- Multifunktionsstich
- Geschenkhft
- Fensterbild
- und eine Überraschungsbeilage!

Best.-Nr.: 0057-6030-4
€ 6,95

GLAUBENSsACHEN
Schöne Dinge mit Sinn und Segen

Weiterhin im Sortiment!

Robinie – Pflanze deinen Baum!

Zusammen die Samen einsäen, regelmäßig gießen und dann den Pflanzen beim Wachsen zusehen: eine besondere Erfahrung für Kinder. Jutesäckchen mit Robiniensamen in Erdtablette, Tontopf und -untersetzer, Anleitung Best.-Nr. B030
€ 8,90

Mengenpreise auf Anfrage: 02681 - 37 94 | www.verlagambirnbach.de | www.glaubenssachen.de

Türen öffnen sich zur Stadt

Sanierter Wichersaal der Diakonie in Schwerin soll als Begegnungszentrum für viele und vieles dienen

Noch sind Restarbeiten im Inneren zu erledigen und auch die Außengestaltung des Geländes auf dem Hof ist noch in Arbeit. Trotzdem wurde vor Kurzem der sanierte Wichersaal in der Schweriner Apothekerstraße symbolisch der Diakonie MV zur Nutzung übergeben.

VON TILMAN BAIER

Schwerin. Nicht nur für Schweriner war der Wichersaal zu DDR-Zeiten eine Institution. Hier, in dem großen Anbau auf dem Hof der Apothekerstraße 48, tagte die mecklenburgische Landessynode, fanden die Jahrestreffen der evangelischen Schülerarbeit ebenso statt wie Landesjugendsonntage, Bandtreffen, Stadtjugendabende und Veranstaltungen der Schweriner regionalen Kirchentage. Hier versammelten sich zu Beginn des Jahres die Jugendmitarbeiter aus Mecklenburg zu den legendären MAT-Treffen, hier feierten Gemeinden ihre Feste, ebenso der evangelische Kindergarten „Matthias Claudius“, der sich im Vorderhaus befand. Die Liste ließe sich mühelos fortsetzen. Und in der Zeit zwischen solchen Veranstaltungen nutzte die Staatskapelle Schwerin den Saal als Probenraum.

Zurückschauen kann der Wichersaal auf eine etwa 130-jährige Geschichte. Im Jahr 1893 wurde das Vereinshaus in der Apothekerstraße 48 zusammen mit dem Fachwerk-Saal als „Herberge zur Heimat“ gebaut, erzählt Martin Scriba, ehemaliger Landespastor für Diakonie in MV und Hauptinitiator der nun fast abgeschlossenen Sanierung.

Diese Einrichtung für wandernde Handwerksburschen befand sich zunächst in der Bergstraße. Doch die schon im Jahr 1869 von christlich gesinnten Männern der Stadt Schwerin unter dem Vorsitz des Dompredigers Kirchenrat Karsten ins Leben gerufene wohltätige Stephanus Stiftung



Blick in den sanierten Wichersaal mit der wiederhergestellten Farbgebung von 1929.

sollte Träger dieser Arbeit werden. Um 1890 wurde ihr vom Großherzog das Grundstück mit dem Fachwerkhaus, in dem heute der Diakoniedachverband für MV seinen Sitz hat, kostenfrei überlassen. Die Räume sollten der Arbeit verschiedener christlicher Vereine, Kunst- und Bildungsvereinen sowie der Sonntagschule ein Dach geben, bis die „Herberge zur Heimat“ hier einzog und dafür auch das Vorderhaus Apothekerstraße 48 und der Saal errichtet wurden. Letzterer sollte insbesondere für Konzerte, Vorträge, Vereinsversammlungen und Gewerkschaftszusammenkünfte nutzbar sein.

Trotz vieler Recherchen in Archiven, bedauert Scriba, habe er noch nicht herausbekommen, wann der Saal den Namen von Johann Hinrich Wichern erhalten hat. Der lutherische Theologe und Erzieher (1808 bis 1881) gilt als einer der Gründerväter der Diakonie in Deutschland.

Nach 1990 fiel der Saal in einen Dornröschenschlaf

Im Ersten Weltkrieg wurde das Saalgebäude für Einquartierungen beschlagnahmt. Nach der Freigabe 1920 war es dringend sanierungsbedürftig. Mit den bescheidenen Mitteln der Inflation- und Nachinflationzeit wurde es bis 1929 wieder hergerichtet und modernisiert – die nach einem Entwurf des Schweriner Malers und Lehrers Rudolf Gahlbeck damals gewählte Farbgebung war nun auch Vorbild für die jetzige Ausmalung. Doch nach der Wende fiel der Wichersaal in einen Dornröschenschlaf. Es gab Wichtigeres zu tun, als die Schäden an diesem Gebäude zu reparieren, zumal nun für kirchliche Veranstaltungen auch andere Räume anzumieten waren.

Aber angesichts der geschichtlichen Bedeutung des Wichersaals

für Schwerin und der Verpflichtung zur Erhaltung dieses Baudenkmalen suchte Martin Scriba noch im Amt Mitstreiter für das Vorhaben, Vereinshaus und Saal als Ensemble zu sanieren. Es gelang, Mittel aus dem Programm für Integrierte Nachhaltige Stadtentwicklung des EU-Fonds für Regionale Entwicklung (EFRE) zu bekommen, ohne die das Vorhaben nicht finanzierbar gewesen wäre. Mit dieser Förderung konnte das Projekt „Forum Diakonie“ an den Start gehen. Denn zusammen mit der Sanierung des Wichersaals wird das gesamte Gelände so umgestaltet, dass der Saal, die Seminarräume im Vereinshaus sowie fast alle Büroräume des Landesverbandes behindertengerecht erreichbar sind. Die einzelnen Gebäude des Geländes sollen Namen erhalten, die an besonders prägende Gestalten aus der Geschichte der Diakonie im Nordosten erinnern.

Bei der Sanierung des Saals unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten wurde nun das historische Holztragwerk durch eine neue Stahlkonstruktion statisch gesichert. Die

originale Fachwerkwand mit Holzfensern konnte erhalten werden und ist nun durch eine vorgesetzte Glasfassade geschützt, wodurch eine gläserne Eingangshalle entstand. Zudem wurden aufwändige raumakustische Maßnahmen an Wänden und Decken vorgenommen und eine moderne Licht-, Ton- und Mediatechnik eingebaut.

Nach den Restarbeiten soll der Wichersaal als öffentlicher Veranstaltung- und Festsaal genutzt werden, etwa für Lesungen, Ausstellungen, als Probenraum für Chöre oder Orchestergruppen, als Raum für Bewegungstherapien und Tanzkurse oder für Treffs von Selbsthilfegruppen. Er bietet unter normalen Bedingungen zusätzlich rund 60 Plätze auf der Empore.

„Wir wollen einen einladenden Raum für Begegnungen und Bildungsangebote eröffnen, in dem Menschen mit unterschiedlichsten Lebensbiografien zusammenkommen“, erklärt Diakonievorstandsmitglied Henrike Regenstein. Und Landespastor Paul Philipps ergänzte: „Damit wollen wir auch einen Beitrag zur Belebung des Quartiers Schelfstadt leisten“. Zudem seien Bildung und Begegnung im Kern diakonische Aufgaben.

Kurz vor Weihnachten fand nun die Bauabnahme für den Saal statt. Von Tischlermeister Au aus Sülte nahmen die beiden Vorstände des DW Henrike Regenstein und Paul Philipps ein von Architekt Wolfram Keffler entworfenes Holzkreuz für den Wichersaal entgegen. Die Idee hierzu hatten Lutz Camin als ehemaliger Leiter der Bauabteilung des Diakonischen Werkes sowie Martin Scriba entwickelt. Beide haben die Bauarbeiten am Wichersaal für das Diakonische Werk über den gesamten Zeitraum begleitet.

Unklar ist noch, wann richtig gefeiert werden kann. „Wir hoffen, dass dies noch im Frühjahr möglich sein wird“, so Scriba. Schon jetzt aber werden die Räume im ehemaligen Vereinshaus in der Apothekerstraße 48 wieder für die Arbeit des Diakonischen Bildungszentrums genutzt, das während der Bauarbeiten auf dem Schweriner Großen Dreesch untergekommen war. Es ist beabsichtigt, dass es auch für den Betrieb des Wichersaals die Verantwortung übernimmt.



Im Eingangsbereich wacht die Büste von Johann Hinrich Wichern.



Architekt Wolfram Keffler (L.) und Landespastor Paul Philipps mit dem neuen Kreuz.

Digitaler MV-Auftakt für jüdisches Festjahr

Interreligiöse Andacht in der Rostocker Nikolaikirche wegen der Corona-Schutzmaßnahmen für das Internet aufgezeichnet

Eine kostenfreie App für das Smartphone, die zu Orten jüdischen Lebens führt, etliche Themen und Formate rund um das jüdische Leben in der Hansestadt – all dies haben die Rostocker für das Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ vorbereitet.

Rostock. Das Festjahr #2021JLID ist für Mecklenburg-Vorpommern digital mit einer interreligiösen Andacht für Mecklenburg-Vorpommern eröffnet worden. Zu der Andacht hatte der interreligiöse Arbeitskreis Rostock eingeladen. In ihrem Grußwort sagte die auch für Religionsangelegenheiten zuständige Justizministerin Katy Hoffmeister (CDU), das Festjahr biete die Mög-

lichkeit zu zeigen, dass jüdisches Leben seit nunmehr 1700 Jahren „in die Mitte unserer Gesellschaft gehört“. Die Veranstaltungen und Projekte seien eine Einladung zum Dialog und zu Begegnungen über Religionsgrenzen hinweg. „Nutzen wir sie als Brücke für gegenseitiges Verständnis und ein solidarisches Miteinander.“

Der Beauftragte für jüdisches Leben in Mecklenburg-Vorpommern, Hansjörg Schmutzler, gratulierte online den Organisatoren des Rostocker Programms zum Auftakt: „Sie haben über das gesamte Festjahr 2021 verteilt für die Veranstaltungen viele spannende Formate und Themen gewählt.“ Unter anderem gehe es dabei um Antisemitismus, Verschwörungstheorien oder das Schicksal jüdischer Frauen.

Eine kostenfreie App zu Orten jüdischen Lebens in Rostock gehöre ebenso dazu wie eine geführte Fahrradfahrt. „Allen, die sich noch nicht oder nicht endgültig für ihr Mitmachen entschieden haben, sage ich:

Machen Sie mit! Setzen auch Sie sich sichtbar für jüdisches Leben gestern, heute und morgen in MV ein.“ Anmeldungen seien im Internet weiterhin möglich unter www.2021JLID.de/mitmachen.



Das Rostocker jüdische Gemeindehaus in der Augustenstraße ist auch ein Ort der Begegnung mit jüdischer Kunst und Kultur.

Die interreligiöse Andacht in der Rostocker Nikolaikirche wurde wegen der Corona-Schutzmaßnahmen für das Internet aufgezeichnet. Der Direktor des Historischen Instituts der Universität Rostock, Professor Marc von der Höh sagt: „Jüdische und christliche Deutsche können auf eine jahrhundertlange gemeinsame Geschichte zurückblicken, die zwar von Konflikten und Zäsuren geprägt war, in der es aber immer wieder auch Phasen der friedlichen Koexistenz und Kooperation gab.“ In einer Zeit, in der antisemitische Ausfälle wieder zunehmen, sei das Festjahr eine Gelegenheit, „in aller Deutlichkeit herauszustellen, dass jüdisches Leben in die Mitte Europas gehört, und das bereits seit 1700 Jahren.“

epd

KURZ NOTIERT

**Orgelweihe in Waren
St. Georgen verschoben**

Waren. Der Kirchengemeinderat der Warener St.-Georgen-Gemeinde hat beschlossen, aufgrund der aktuellen Situation mit dem immer noch viel zu hohen Inzidenzwert, die Weihe der drei neuen Glocken zu verschieben. Sie sollte ursprünglich am 31. Januar gefeiert werden. Als neuen Termin gibt die Gemeinde Ostermontag, 5. April, um 14 Uhr an.

„Eine solche Glockenweihe ist ein Höhepunkt für eine Gemeinde und für eine Stadt, aber derzeit können und wollen wir kein Fest feiern. Es ist gerade jetzt wichtig durchzuhalten und – auch wenn es schwer fällt – zu Hause zu bleiben!“, sagt Pastorin Anja Lünert. Gottesdienste sind zwar nicht verboten. Schließlich garantiert das Grundgesetz die freie Religionsausübung. Aber umso höher sei unsere eigene Verantwortung. So habe der Kirchengemeinderat St. Georgen mehrheitlich beschlossen, dass bis zum 31. Januar nicht zu Gottesdiensten eingeladen wird.

Die Kirche werde sonntags von 10 bis 11 Uhr offen sein, es liegen Texte und Gebete aus, Besucher können in der Gottesdienstzeit in die Kirche kommen und eine Kerze anzünden. „Denken Sie aneinander, beten Sie füreinander, helfen Sie sich gegenseitig, telefonieren Sie mit denen, die allein sind und behalten Sie Ihren frohen Mut!“, bittet Pastorin Lünert. „Auch so leben wir unseren Glauben. Auch das ist Gottesdienst!“ **kiz**



Die Glocken warten auf ihre Weihe.

Von Altkalen-Boddin nach Güstrow

Güstrow. Pastor Jens-Peter Schulz, bisher Pastor in der Kirchengemeinde Altkalen-Boddin, übernimmt die Pfarrstelle in der Pfarrkirchengemeinde in Güstrow. Der Einführungsgottesdienst ist für den 31. Januar um 10 Uhr geplant. **kiz**

Pastorenvertretung in Mecklenburg gewählt

Rostock. Bei der Wahl der Vertretung der Pastorinnen und Pastoren im Kirchenkreis Mecklenburg wurden gewählt:

Pastor Stefan Haack, Blankenhagen; persönliche Stellvertreterin: Pastorin Inga Roetz-Millon, Boizenburg; **Pastor Axel Prüfer**, Körchow-Cammin; persönliche Stellvertreterin: Pastorin Verena Häßberg, Rechlin-Vipperow; **Pastorin Dörte Hasenpusch**, Thürkow-Warmkenhagen; persönlicher Stellvertreter: Pastor Mathias Kretschmer, Wismar-Wendorf;

Wahlberechtigt waren 196 Pastorinnen und Pastoren im Kirchenkreis Mecklenburg. 128 gaben einen Stimmzettel ab. Die Wahlbeteiligung lag bei 63,3 Prozent, teilte Pressesprecher Christian Meyer mit. **kiz**

Mehr Platz und mehr Möglichkeiten

In Bernitt wird das rund 200 Jahre alte Kirchengestühl restauriert

Das Schlimmste bei der Restaurierung des Kirchengestühls in Bernitt, so erzählt der 29-jährige Tischler Alexander Lüth, sei das Hantieren mit den im Durchschnitt vier Meter langen Bänken gewesen. Nun muss noch alles gestrichen und eine Bankheizung eingebaut werden.

VON KERSTIN ERZ

Bernitt. Sie zirkeln das gut vier Meter lange Brett durch den Gang. Zwischen zwei Kirchenbänken passen sie es ein. Eine Fußleiste soll das werden. Sie passt aber noch nicht ganz. Also jonglieren die beiden Lehrlinge das lange Brett wieder zurück in die provisorische Werkstatt, im Turmraum der kleinen Bernitter Kirche, um es nachzubessern. In der Enge des Kirchenraums ist es für die vier jungen Männer gar nicht so einfach, mit Brettern und vor allem dem Kirchengestühl – alles etwa vier Meter lang und sperrig – zu hantieren.

Aber nun sind sie fast fertig mit ihrer Aufgabe, die Kirchenbänke in der alten Feldsteinkirche zu restaurieren. Die Kirchengemeinde Bernitt hatte die unter anderem auf Holz in Kirchen spezialisierte Tischlerei Buntsprecht, Frank Linde, aus Hohen Spreng mit der Restaurierung beauftragt. Durchschnittlich sechs Fachleute waren seit dem Spätsommer des vergangenen Jahres mit dieser Aufgabe befasst.

„Zunächst haben wir alle Bänke ausgebaut und sie nach Güstrow zum Vergasen gegen Holzwürmer gebracht“, erklärt Alexander Lüth, der derzeit für diese Handwerkertruppe verantwortliche Tischler. „Da haben wir immer vier bis sechs Bänke in einen Container gestapelt und für 10 bis 14 Tage da drin unter Gas belassen. Wichtig beim Vergasen ist, dass die Außentemperatur gut über fünf Grad Celsius liegt, damit wir den Holzwurm aktiv auch erreichen und er nicht in Winterstarre liegt.“ Aber das habe wettermäßig gut geklappt. Insgesamt waren 28 Bänke zu restaurieren. „Von den 28 haben wir aber zwei Bänke nicht wieder eingebaut, um laut Plan die Abstände zwischen den Bankreihen zu vergrößern und damit das Sitzen angenehmer zu gestalten. Auch sind die vorderen Bänke jetzt herausnehmbar, wenn der Platz benötigt wird.“



Während in der provisorischen Werkstatt im Turmraum rechts, Tave Neugebauer (17) und Austen Pauli (16), erstes Lehrjahr, die vier Meter langen Fußbodenbretter zurecht sägen, befasst sich Marcell Sill (L.) mit einer Kirchenbank.

Das Schlimmste, so erzählt der 29-Jährige weiter, sei das Hantieren mit den im Durchschnitt vier Meter langen Bänken gewesen. Als eine Seite leer war, weil die Bänke zur Begangung waren, hätten sie dann mehr Platz zum Hantieren, Reparieren und Ausbessern gehabt.

Gotischer Altar soll auch restauriert werden

In dieser Zeit waren auch Maurer und Elektriker am Werk. Während die Maurer die Fußböden ausbesserten, begannen die Elektriker mit den Vorbereitungen für die geplanten Sitzheizungen. Die Tischler hatten sich im Turmraum eine provisorische Werkstatt eingerichtet, in der sie sich die Bänke, teilweise völlig auseinandergenommen, vornahmen und sägten, leimten, schliffen. Weiter mussten überall die Fußbodenbretter und Schwellen durch

neues Holz ersetzt werden. Auch wurden die Bänke nun an der Wand verbunden, damit sie nicht verschoben werden können. Alle Holzbänke sind weiter mit Holzdübel versehen worden, da Metallnägeln nicht nur selbst wegrosteten, sondern damit auch eine Korrosion im Holz auslösen, was die Bänke wieder für Holzwurm und Feuchtigkeit angreifbar machen würde. Die Arbeiter sind eben Profis, die an alles denken.

„Im Frühjahr oder Sommer nun werden wir das etwa 150 bis 200 Jahre alte Gestühl noch streichen und dann kann es vielleicht noch einmal so alt werden“, ergänzt der Bernitter Gemeindepädagoge Anatolij Derksen.

Mit dem Abschluss der Restaurierung des Kirchengestühls, die insgesamt rund 30 000 Euro kosten soll, sind die Arbeiten in der Bernitter Kirche aber noch nicht beendet.

Geplant ist der Einbau der Bankheizung und dann denkt die Kirchengemeinde mit ihren 340 Mitgliedern über die Restaurierung des gotischen, geschnitzten Flügelaltars von etwa 1515 bis 1520 nach.



Ein Leben für Gemeinde, Bibel und Pressearbeit

Pastor Eckart Ohse starb im Alter von 87 Jahren in Schwerin

VON HERMANN BESTE

Schwerin. Am 15. Januar ist nach schwerer Krankheit Pastor i. R. Eckart Ohse im 88. Lebensjahr in Schwerin verstorben. Nur wenige Wochen vorher war das Ehepaar Ohse ins betreute Wohnen im Augustenstift gezogen.

Als Eckart Ohse im April 1972 eine Pfarrstelle in der Versöhnungsgemeinde in Schwerin-Lankow übernahm, lagen zehn Jahre Arbeit in der Kirchengemeinde Tripkau im Amt Neubaus, das zur hannoverschen Landeskirche gehörte und von der sächsischen Landeskirche betreut wurde, hinter ihm. In der sächsischen Landeskirche hatte Eckart Ohse auch das Predigerseminar in Lückendorf besucht und wurde im Juni 1961 in die Kirchengemeinde Tripkau entsandt und dort ordiniert.

1933 in Boizenburg geboren, verlebte Eckart Ohse seine Kindheit im pommerschen Virchow. Sein Vater als Mitglied der Bekennenden Kirche

war nach der Verurteilung im Pastorenprozess 1934 einige Zeit später dorthin gezogen.

Erst Ende 1947 kam Familie Ohse wieder nach Mecklenburg zurück. Nach dem Abitur studierte Eckart Ohse in Rostock und auch ein Semester in Hamburg Theologie.

Die Gemeindegliederarbeit in Schwerin-Lankow war bestimmt von der Aufgabe, in dem neuentstandenen Stadtteil Gemeinde zu sammeln. Die von der Gemeinde genutzten Räume in einer Villa in der Hubertusstrasse wurden nach 1976 erweitert und für die Gemeindegliederarbeit entsprechend gestaltet. Pläne für ein Gemeindezentrum lagen auf dem Tisch, konnten aber erst nach 1990 verwirklicht werden.

Im Oktober 1998 begann für Eckart Ohse der Ruhestand, den er mit seiner Frau in Schwerin verlebte. In der Gemeinde hat Marlene Ohse – das Paar hatte 1961 geheiratet – intensiv als Kantorkatechetin mitgearbeitet und neben dem Organisten-

dienst die Christenlehre in den Außendörfern Warnitz und Friedrichthal verantwortet.

Die Liebe zur Musik hat Eckart Ohse geprägt. Bis in die letzte Lebenszeit sang er mit viel Freude in dem Chor 65+ der Schweriner Dom-



Eckart Ohse auf dem MV-Tag 2006

gemeinde unter der Leitung von Domkantor Professor Jan Ernst.

Viele Jahre hat Eckart Ohse sich im Pressebeirat der Kirchenzeitung für deren Gestaltung und Gemeindegemäßheit eingesetzt und mehrere Beiträge geschrieben. Als kirchlicher Vertreter im Landesfunkauschuss und im Programmbeirat des Radiosenders „Ostseewelle“ hat er Anliegen der Kirche in den Medien vertreten.

Auch im Ruhestand hat Eckart Ohse die Arbeit der Mecklenburgischen Bibelgesellschaft verantwortet und für ein Bibelinfocenter in Schwerin gesorgt. Dort machte es ihm besondere Freude, Schulklassen durch die Ausstellung zu führen und die Bibel nahezubringen und mit ihrem Leben zu verknüpfen.

Mit seiner Frau, der großen Familie und vielen Freunden und Weggefährten blicken wir auf dieses gefüllte Leben dankbar zurück und vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit im Leben und Sterben.

Einem Herzog gewidmet

Marcus Mannewitz restaurierte in Kenz das Epitaph für Barnim VI.

In jugendlicher Schönheit blickt er seit mehr als 400 Jahren auf die Nachwelt. Dabei war er ein toter Mann, als er nach Kenz kam: Herzog Barnim VI. Sein farbenprächtiges Grabdenkmal in der dortigen Kirche erzählt ein Stück Geschichte des Wolgaster Herzogshauses.

VON CHRISTINE SENKBEIL

Kenz. Ein bisschen wirkt er wie der schöne Prinz aus „Drei Haselnüsse für Aschenbrödel“, der Herzog Barnim VI. auf dem Epitaph an der großen Säule in der Kenz Kirche. Sein drei Meter großes Grabdenkmal zeigt diesen pommerischen Herrscher aus dem längst verschwundenen Wolgaster Schloss in jugendlicher Rosigkeit, mit kecker Haube und in prachtvollem Gewand, ganz märchenhaft in bunten Farben und mit so einigem Glitzer. Unter seinem Reliefbildnis leuchten in goldener Inschrift sein Lebenslauf, Schutzfiguren, Embleme und das Wappen.

„Ein Epitaph sollte das Gedenken an den Toten bewahren, aber natürlich auch etwas hermachen“, sagt der Rostocker Restaurator Marcus Mannewitz. Nur wenige reiche Adelige konnten sich so ein Totengedenken leisten: ein Prestigeobjekt.

Mannewitz hatte im vergangenen Jahr mehrere persönliche Treffen mit dem Pommer-

herzog – trotz Corona-Abstandsregeln. In diesem Jahr würde der Herzog schließlich 656 Jahre alt. Sein steinernes Abbild lächelt seit 420 Jahren auf die Kirchenbesucher von Kenz nieder. Da platzt hier und da schon mal etwas Pomade ab ... Um Barnim VI. (1365-1405) wieder richtig schön zu machen, brauchte es also eine Behandlung aus nächster Nähe. Und da die Kunden des Restaurators meist aus recht steiniger Materie bestehen, gelten glücklicherweise nicht die gleichen Einschränkungen wie für Kosmetikerinnen. Barnim VI. und die zum Epitaph gehörenden Schrifttafeln bekamen also ihre wohl erste richtige Schönheitskur seit 1901.

Keine ganz leichte Aufgabe für den Spezialisten. „Das Epitaph ist aus mehreren Steinplatten zusammengefügt“, erläutert Mannewitz. Die Mörtelfugen seien damals nicht sauber gearbeitet worden, es gab Abplatzungen und Verluste, die ihm die Arbeit erschwerten. „Da musste ich einiges an Form wieder aufbauen.“ Das brauchte Zeit. Über Monate reiste er immer wieder zur ehemaligen Wallfahrtskirche St. Marien, um die nach und nach aufgebauten Schichten an dem in der Wand verankerten Kunstwerk weiterzubehandeln.

Die Fassung musste restauriert, die Farben des Grabdenkmals gereinigt werden, in bestimmten Bereichen besserte Mannewitz die Vergoldungen nach und kaschierte vorsichtig besonders störende Fehlstellen. Aber nicht ein nagelneues Aussehen war das Ziel, sondern „nur“ das Konservieren des jetzigen Zustandes. „Wir möchten das Kunstwerk nicht verändern, sondern möglichst original für die Nachwelt erhalten“, sagt er.

Es war der pommerische Herzog Philipp II., der das Epitaph seines Vorfahren Barnim VI. (1365-1405) im Jahr 1603 stiftete – fast 200 Jahre nach dessen tragischem Tod. „Ein besonders schönes Stück aus der Renaissance“, findet Mannewitz. Vermutlich eine Arbeit aus der Rostocker Werkstatt des Rudolph Stockmann, eines niederländischen Bildhauers.

Barnim war damals auf dem Weg nach Kenz gestorben – und war ganz sicher nicht in der guten Verfassung, in der er nun für die Nachwelt lächelt.

Befallen von der Pest, hatte er vergeblich auf Heilung durch die wundertätige „Maria von Pommern“ gehofft, die der Legende nach, vermutlich als hölzerne Statue, in Kenz wirkte. Auf Veranlassung seiner Witwe wurde Barnim dann in der Kenzer Kirche beigesetzt.

Um 1400 hatten viele Pilger Kenz aufgesucht, denn Maria Pomerana hatte mit ihrem Zepher in Richtung einer nahen Quelle gezeigt – und das dortige Wasser erwies sich als heilsam. Eine Wallfahrtskirche wurde Ende 14. Jahrhunderts errichtet, Kenz bei Barth war inzwischen größter Wallfahrtsort in Vorpommern. Auch nach der Ära der Marienverehrung wurde die Heilwirkung des Wassers geschätzt. Kenz wurde erstes Kurbad, bis die entstehenden Ostseebäder ihm den Rang abliefen. Der Brunnen verfiel. Doch 2003/04 wurden das Brunnenhaus nach historischen Bauvorlagen von 1763 wiedererrichtet und die Quelle freigelegt. Heute fließt wieder frisches Quellwasser.

„Jährlich besuchen mehr als 10 000 Gäste Kenz und unsere Kirche“, erzählt Pastor Kai Völker. Zeugnisse der frühen Regionalgeschichte Vorpommerns locken. Denn nicht nur das Epitaph Barnim VI. befindet sich in St. Marien, sondern auch ein sogenanntes Kenotaph des Herzoges aus der Zeit um 1410: ein aufklappbares Grabmal mit einer hölzernen Nachbildung des Toten – und seines Hundes. Der echte Leichnam des Herzogs befindet sich in der noch heute erhaltenen Begräbnisgruft aus dem Jahr 1405.

„Unsere Kirche gehört aufgrund ihrer Geschichte und mit einigen ihrer Kunstwerke zu den bedeutenden Kirchen im Norden“, meint Völker, der sich über das Fortschreiten der Arbeiten freut. Die Restaurierung



Das drei Meter hohe Epitaph von Herzog Barnim VI. in der Kirche Kenz.

KURZ NOTIERT

Neuer Schwung für das Ikaeum in Anklam

Anklam. Sie ist die Taufkirche des Luftfahrt-Pioniers Otto Lilienthal: die Nikolaikirche in Anklam. 1945 wurde sie zerstört und verfiel seitdem. 2004 wurde sie entwidmet. Seit den 1990ern jedoch laufen Initiativen zur Rettung des Gebäudes. Inzwischen entsteht hier mit dem „Ikaeum“ der neue Standort des Otto-Lilienthal-Museums. Wie das Museum informiert, fördern Bund und Land das Anklamer Großprojekt nun mit 2,84 Millionen Euro. Das Geld dient dem Innenausbau, in das Kirchenschiff sollen Emporen eingebaut werden. **kiz**

Fotowettbewerb zu Stralsunder Sternen

Stralsund. Die übermannshohen Sterne, die die Stadt Stralsund im Dezember in verschiedenen Vierteln aufstellen ließ, sind beliebte Fotomotive und sollen noch bis Anfang Februar in der Stadt leuchten. Das schönste Bild sucht die Hansestadt nun im Rahmen eines Fotowettbewerbs. Ganz gleich, ob es noch ein Motiv aus der Weihnachtszeit ist oder das aktuelle Winterwetter zum Fotografieren genutzt wird: Die Teilnehmenden sollten ihr Lieblingsbild in einer Größe von 2 bis 6 MB per E-Mail an kultur@stralsund.de schicken, teilt die Stadt mit. Einsendeschluss ist der 7. Februar. Eine Jury kürt im Anschluss den Sieger oder die Siegerin. Zu gewinnen gibt es einen Stralsunder Stern im Ein-Meter-Format. „Ein echtes Schmuckstück für Garten oder Balkon“, meint Bürgermeister Alexander Badrow.



Noch bis Februar leuchten die großen Sterne in Stralsund.

KIRCHENRÄTSEL

Der gesuchte, aus zwei männlichen Vornamen zusammengesetzte Ortsname war Hanshagen. Das haben Heidrun Pohlmann aus Ribnitz-Damgarten, Britta Blumrodt aus Franzburg, Jürgen Zechow aus Güstrow, Hildegard Esch aus Demmin, Kurt Pieper aus Leppin, Michael Heyn aus Rostock und Friederike Schimke aus Wackerow schnell erraten. Danke. Weiter geht es in südliche Richtung. Ein 500 Jahre altes Schloss am See wird gesucht, in dessen benachbarter Kirche vier sogenannte „Mohren“ beschäftigt sind, die Orgelempore zu tragen. **Wenn Sie den Ort wissen, rufen Sie an unter 03834/776 33 31 oder schreiben Sie eine E-Mail an redaktion@greifswald@kirchenzeitung-mv.de.**



Und der Küster schachtete den Keller aus ...

Die Anklamer Kreuzkirche war einer der wenigen Kirchenneubauten in der DDR

VON THOMAS BINDER

Anklam. Am Anklamer Kleinbahnweg in der Siedlung, dort, wo vor 67 Jahren eine freie Fläche war, ging es im Herbst 1953 so richtig los. Eine ganz neue Kirche sollte gebaut werden und endlich der Bedarf an einem Raum gedeckt werden, in dem sich alle Gottesdienstbesucher gemeinsam versammeln konnten. Im Oktober 1953 wurde der Grundstein für eine kleine neobarocke Kirche gelegt – die Anklamer Kreuzkirche.

Damals war die Durchsetzung dieses Bauvorhabens eine besondere Leistung, denn in dieser Zeit gab es so gut wie keine Kirchenneubauten in der DDR. Finanzielle Unterstützung kam aus der Schweiz, aus Westdeutschland und Schweden. Die Umsetzung aber lag in den Händen der Gemeinde. Unter Anleitung des Küsters Richard Beyer wurde der Heizungskeller ausgeschachtet; per Hand. Vielen älteren Gemeindegliedern und Anklamern ist der Bau der

Kreuzkirche noch gut im Gedächtnis. Auch die Fundamente wurden in Eigenleistung gegraben. Das wertvolle Holz für den Dachstuhl musste nachts abwechselnd von Freiwilligen bewacht werden. Ein Jahr später, zum Erntedank, wurde Richtfest ge-

feiert, und am 13. November 1955 konnte die Kirche nach zweijähriger Bauzeit mit einem festlichen Gottesdienst eingeweiht werden. Weil das Interesse so groß war, gab es gleich mehrere Gottesdienste an diesem Tag.



So sieht sie heute aus, die Kreuzkirche Anklam, links der Anbau des Gemeindezentrums von 2003. Auf dem rechten Bild von 1953 ist der Turm gerade im Bau.

Die Einweihung fand noch ohne eigene Glocken statt. Die drei Eisengussglocken wurden dann erst 1966 in den Turm gehoben. Im Jahr 2018 sind sie durch vier Bronzeglocken ersetzt worden. Die Orgelbaufirma Hermann Eule aus Bautzen baute 1970 die Orgel ein. Der Altar und der Taufstein stammen von Steinmetz Giese aus Anklam.

Seit 65 Jahren ist die Kreuzkirche für viele Gemeindeglieder aus der Siedlung ein geliebter Gottesdienstort geworden. Nach der Wende wurde dann auch die Heizungsanlage erneuert und auf Gas umgestellt, sodass das mühselige Kohleschippen für die Pastoren und Gemeindeglieder Geschichte wurde.

Nach der Fusion der Gemeindebereiche Kreuz und Marien zur Evangelischen Kirchengemeinde Anklam und mit dem Anbau des Gemeindezentrums im Jahre 2003 ist die Kreuzkirche ein wichtiger Standort in unserer Gemeinde – bis heute.

KIRCHE IM RADIO

Samstag, 23. Januar

5.50 Uhr, Ostseewelle, Zwischen Himmel und Erde.

7.15 Uhr, NDR 1 Radio MV, Christenmenschen mit Kirchenredakteur Klaus Böllert (kath.).

Sonntag, 24. Januar

7.20 und 7.40 Uhr, Ostseewelle, Zwischen Himmel und Erde.

7.45 Uhr, NDR 1 Radio MV, Treffpunkt Kirche mit Kirchenredakteur Klaus Böllert (kath.).

Montag-Freitag

4.50/19.55 Uhr, Ostseewelle, Zwischen Himmel und Erde.

ANDACHTEN (werktags)

6.20 Uhr, NDR 1 Radio MV, Mo: plattdeutsch mit Thomas Lenz, Schwerin (kath.); Di/Fr: Radiopastorin Sarah Oltmanns (ev.); Mi: Bischof Tilmann Jeremias; Do: Johannes Wolf, Bad Doberan (ev.).

KURZ NOTIERT

Schwerpunkt Litauen Usedomer Musikfestival

Insel Usedom. Musik aus Litauen steht im Mittelpunkt des diesjährigen Usedomer Musikfestivals vom 18. September bis 9. Oktober. In besonderer Weise ehre das Musikfest den litauischen Cellisten, Pädagogen und Dirigenten David Geringas, teilte die Festivalleitung mit. Geringas sei dem Usedomer Musikfestival seit 20 Jahren verbunden und verwandle seit 2009 Schloss Stolpe auf Usedom „in ein Mekka der Cellokunst“.

Festival-Mitwirkende seien unter anderem das „Baltic Sea Philharmonic“ unter der Leitung von Kristjan Järvi, das junge Musiker aus allen Ländern des Ostseeraums vereint. Das NDR-Elbphilharmonie-Orchester werde den Abschluss der Musiklandsaison in Mecklenburg-Vorpommern auf Usedom feiern, hieß es. In der Klosterkirche Krummin gastiert das Leipziger Streichquartett, in der Kirche in Ahlbeck wird Gewandhausorganist Michael Schönheit zu hören sein.

Vor dem Hintergrund der Corona-Pandemie veröffentlicht das Usedomer Musikfestival den nächsten Teil seines Konzertprogramms im März und danach ab Mai.

epd

www.usedomer-musikfestival.de

Salzmuseum Bad Sütze hatte mehr Besucher

Bad Sütze. Das Salzmuseum in Bad Sütze hat im vergangenen Jahr einen Anstieg der Besucherzahl verzeichnen können. Mehr als 6000 Gäste seien ein Plus von 18 Prozent im Vergleich zu 2019, wie das Schweriner Wirtschaftsministerium mitteilte. Damit erhöhte sich auch die Zahl der Gäste im neuen Gradierwerk des Museums, das von 4000 Menschen besucht wurde.

Das Salzmuseum in Bad Sütze ist einmalig in seiner Art in MV. Gezündet 1953 durch den Chefarzt des früheren Rheuma-Sanatoriums, Kurt Fuchs, befindet es sich seit 1971 im früheren Amtshaus der Großherzoglichen Saline, dem „Alten Salzamt“. Das Museum präsentiert die Salinen- und Kurgeschichte des Ortes. Am 23. März öffnet es wieder.

epd

www.salzmuseum-badsuetze.de

Der Versöhner William Wolff

Die Freilichtausstellung mit Fotos und Texten ist bis Februar am Burgsee in Schwerin zu sehen

William Wolff, stets mit einem verschmitztem Lächeln, einem Hut, in weißem Hemd, mit Plastetüte und schnellen kurzen Schritten in Schwerin, Rostock oder anderenorts in MV unterwegs – er fehlt im Stadtbild. Der langjährige Landesrabbiner verstarb am 8. Juli 2020 im Alter von 93 Jahren. Eine Ausstellung unter freiem Himmel erinnert an ihn.

VON MARION WULF-NIXDORF

Schwerin. Schade, dass man die Menschen nicht zählen kann, die die sich seit dem 2. November unter freiem Himmel die Ausstellung „Abraham war Optimist“ am Schweriner Burgsee angesehen haben. Sie müssen in die Tausende gehen. Denn immer stehen Menschen vor den 34 großen Tafeln mit Fotos von Manuela Koska, der William Wolff, den ehemaligen Landesrabbiner von Mecklenburg-Vorpommern – der erste nach dem Zweiten Weltkrieg – über ein Jahrzehnt von 2009 bis 2020 begleitet hat.

Es gibt nicht nur viel zu sehen, sondern auch mehr als genug zum Nach-Denken. So sind Zitate von William Wolff aus Predigten, Reden, Veröffentlichungen und Briefen auf den Tafeln nachzulesen. „Sie erzählen von Geschichte und Identität, von (Über)Lebenskraft und der Freude als dem schönsten Geschenk“, heißt es auf der Tafel mit Wolffs Lebenslauf. Einige Fotos zeigen Mitglieder der heutigen jüdischen Gemeinde. Lesenswert sind ihre persönlichen Geschichten.

Mit dieser Ausstellung des Vereins Pro Schwerin in der Landeshauptstadt wird ihr Ehrenbürger von 2014 William Wolff geehrt, über den die damalige Justizministerin Uta-Maria Kuder, auch für Kirchenangelegenheiten zuständig, damals gesagt hatte: „Er ist ein Glücksfall für unser Land. Sein Streben ist versöhnung.“

William Wolff war 1927 in Berlin geboren worden, seine Eltern emi-



Foto: Marion Wulf-Nixdorf

Die Ausstellung am Schweriner Burgsee ist bis Ende Februar zu sehen.

grierten 1933 mit ihm und den Geschwistern in die Niederlande und 1939 nach England, wo Wolff 2020 starb. Er arbeitete als Journalist und absolvierte von 1979 bis 1984 in London ein Rabbinatsstudium.

Gelebter Wille zur Versöhnung

Im Alter von 75 Jahren wurde er 2002 geistliches Oberhaupt der Juden in Mecklenburg-Vorpommern, deren Gemeinden in Schwerin/Wismar und Rostock sich meist aus Bürgern der ehemaligen Sowjetuni-

on zusammensetzen und mehr als 1000 Mitglieder haben. Dafür lernte Wolff Russisch. Der Landesrabbiner war maßgeblich am Bau der neuen Synagoge am Schlachtermarkt in Schwerin beteiligt.

In evangelischen Kirchengemeinden war William Wolff ein gern gesehener Gast, unvergessen zum Beispiel seine Dialogpredigten mit lutherischen Pastoren.

Die Überschrift auf einer Tafel lautet schlicht und alles umfassend: „Danke, William Wolff!“ Darin heißt es: „William Wolffs Offenheit und Authentizität, seine Lebensfreude und seine Lebendigkeit, seine Ver-

söhnung, der geduldiger Umgang mit von Vorurteilen geprägten Argumenten sowie das ständige Suchen nach dem Verbindenden zwischen den Menschen ist für viele ehrenamtlich Tätige ein Vorbild ...“

Dadurch, dass die Ausstellung an einem viel frequentierten Ort, der gern von Spaziergängern, Walkern und Joggern genutzt wird, im Freien in der Landeshauptstadt gezeigt wird, können auch Menschen den ehemaligen Landesrabbiner kennenlernen, die sonst keinen Fuß in ein Museum oder andere öffentliche Ausstellungsräume setzen.

Mehr als 70 Jahre kein Orgelklang

Die bewegende Geschichte des Instruments in Nossendorf



Das Jahr 2021 ist das „Jahr der Orgeln“. In loser Folge stellt der Orgelsachverständige Friedrich Drese aus Malchow eher unbekannte aber nichtdestotrotz bedeutsame Instrumente aus dem Sprengel vor. Heute: Nossendorf bei Demmin.

VON FRIEDRICH DRESE

Nossendorf. Seit Sommer 2019 sind in der großen mittelalterlichen Dorfkirche im vorpommerschen Nossendorf wieder Orgelklänge zu hören. Das war ab dem Kriegsende 1945 nicht mehr der Fall, weil die damalige Orgel aus der Berliner Werkstatt Buchholz in den Nachkriegszeiten zerstört und schließlich deren Reste beseitigt wurden.

Nach 1990 erwarb der Nachfahre des letzten Gutsbesitzers, der Filmregisseur Hans Syberberg sein Elternhaus. Er investierte Ideen und Mittel in die Wiederherstellung von Gutshaus, Umgebung, Dorfanlage. Auch der Aufbau einer Orgel war ihm ein Anliegen.

Ein Neubau kam nicht in Frage, die Beschaffung eines gebrauchten Instruments schien günstiger zu werden. Die Bemühungen führten zum Kauf der Orgel aus der von dem Architekten Buttler erbauten Kirche Alt Garz bei Mirov. Diese Orgel war ursprünglich 1823 für die Kirche in Rixdorf, heute in Berlin-Neukölln, von Carl August Buchholz aus Berlin gebaut.

Nach einem Kirchenumbau wurde die Orgel zum Verkauf angeboten und gelangte 1895 nach Alt Garz. Für die kleine Fachwerkkirche war es das erste Instrument. Auch diese Orgel wurde 1945 ein Opfer der wirren Zeit und war seitdem nicht mehr spielbar. Pfeifen gingen verloren. Der Holzwurm machte sich breit. An eine Restaurierung war nicht zu denken, stehen doch viel dringlichere Sanierungsaufgaben der Kirche auf dem Plan. Eine Umsetzung der Orgel wurde als einzig mögliche Rettung betrachtet.

Der Zufall wollte es, dass ausgerechnet der Platz einer ehemaligen Buchholzorgel, in Nossendorf, als idealer Standort für die ehemalige Berliner Buchholzorgel infrage kam. Trotz ihres ruinösen Zustandes war die Orgel den Kirchenältesten in Alt Garz ans Herz gewachsen und die Entscheidung, sich von ihr zu trennen, fiel nicht leicht.

In Nossendorf wurde die Orgel an jenem Platz aufgestellt, auf dem die 1884 gebaute Orgel derselben Werkstatt stand. Hans Syberberg war eine treibende Kraft für die Beschaffung eines erheblichen Teiles finanzieller Mittel. Umgesetzt und

restauriert hat die Orgel der Mecklenburger Orgelbau Plau unter Leitung von Andreas Arnold. Das Instrument gehört zu den frühesten Orgeln der Berliner Werkstatt Buchholz, die zwischen 1825 und 1885 unter Carl August Buchholz (1796-1884) und dessen Sohn Carl Friedrich Buchholz (1821-1885) zu großer Bedeutung gelangte.

Von besonderem Wert sind die original erhaltenen Pfeifen im Prospekt. Die Orgel hat neun Pfeifenreihen (Register), von denen vier eigenständig im Pedal spielbar sind. Großes Interesse begleitete die Weihe der Orgel im August 2019.



Foto: Friedrich Drese

Die Orgel in Nossendorf wurde 1823 für eine Berliner Kirche erbaut, kam 1895 nach Alt Garz und wurde im August 2019 in Nossendorf in Gebrauch genommen.

KURZ NOTIERT

Der Michel lässt seine Bäume stehen

Hamburg. Am Hamburger Michel bleiben die Weihnachtsbäume in und vor der Kirche ausnahmsweise bis zum 2. Februar stehen. Damit wolle die Gemeinde in diesem grau beginnenden Jahr 2021 ein leuchtendes Zeichen der Hoffnung setzen, sagt Hauptpastor Alexander Röder. Die biblische Weihnachtszeit ende erst am 2. Februar, dem Tag der Darstellung Jesu im Tempel oder auch Lichtmess. „In diesem Jahr leuchten wir diese Zeit aus in der Hoffnung auf einen besseren Frühling.“ epd

„Agrarwende“-Debatte zur Grünen Woche

Elmshorn. Zur Grünen Woche findet am Donnerstag, 21. Januar, eine Online-Veranstaltung zum Thema „Agrarwende“ statt. Veranstalter ist die Ökumenische Arbeitsstelle im Kirchenkreis Rantzau-Münsterdorf. Diskutiert werden soll die Kampagne „Meine Landwirtschaft“, die „Brot für die Welt“ unterstützt. „Als Kirche haben wir vielfältige Beziehungen zu den unterschiedlichsten landwirtschaftlichen Produktionsstätten und erleben vor Ort, wie die Globalisierung das Leben von Bauern und landwirtschaftlichen Familienbetrieben bestimmt“, sagt Ökumene-Pastor Jens Haverland. Es diskutieren Landwirtin Kirsten Wosniza, Saskia Richartz, Leiterin der Kampagne „Meine Landwirtschaft“, Jan Menkhous, EKD-Agrarbeauftragter, und Stig Tanzmann, Referent von „Brot für die Welt“. cv

● Die Veranstaltung soll von 18 Uhr bis 19.30 Uhr stattfinden. Den Zoom-Link gibt es nach Anmeldung per E-Mail an jens.haverland@kk-rm.de.

Neues Gesetz soll Behinderte gleichstellen

Kiel. Das neue Landesbehindertengleichstellungsgesetz soll die öffentliche Verwaltung in Schleswig-Holstein inklusiver machen. Gestärkt werden sollen damit vor allem die Rechte von Menschen mit Handicap, sagte Sozialminister Heiner Garg (FDP) nach dem Kabinettsbeschluss. Sie sollen einen einfacheren Zugang zu Informationen erhalten. „Die Verwaltung muss hier ihrer Vorbildfunktion gerecht werden.“ Der Landtag muss dem Gesetzentwurf noch zustimmen. Konkret regelt das novelierte Gesetz, dass die Verwaltung aktive Maßnahmen ergreifen muss, damit behinderte Menschen nicht aufgrund ihrer Beeinträchtigungen eingeschüchtert werden. epd

Sondersitzung zu Krankenhaus Groß Sand

Hamburg. Über die Zukunft des katholischen Krankenhauses Groß-Sand berät der Gesundheitsausschuss der Hamburgischen Bürgerschaft am 5. Februar in einer Sondersitzung. Dabei soll auch das Erzbistum Hamburg Gelegenheit bekommen, seine Pläne zum angekündigten Verkauf der Klinik vorzustellen. Zudem solle die Initiative „Krankenhaus Groß-Sand bleibt!“ angehört werden, die sich für einen Erhalt der Einrichtung stark macht. Das Krankenhaus Groß-Sand in Hamburg-Wilhelmsburg befindet sich laut Erzbistum seit einigen Jahren in einer wirtschaftlichen Schiefelage. Die Diözese plant den Verkauf des 200-Betten-Hauses. KNA

Täglich gibt es Zahlen von Corona-Toten. Die Verstorbenen werden zu bloßen Ziffern in einer Statistik. Die St.-Andreas-Gemeinde in Harvesterhude bietet Räume, in denen der Verstorbenen der Corona-Pandemie gedacht werden kann, wo aus den Zahlen wieder Personen werden – virtuell oder ganz real.

VON JOHANNA TYRELL UND MARIEKE LOHSE

Hamburg. Es ist spät geworden, als Kord Schoeler an diesem Januarabend von seiner Hunderunde zurückkehrt. In der kleinen Kapelle links neben dem Backsteinportal der St.-Andreas-Kirche brennt noch Licht. Es ist fast Mitternacht, doch der Ort ist noch besucht. Eine Kerze wird angezündet, ein Gebetsanliegen hinterlassen – dann verschwindet der nächtliche Besucher wieder in der Dunkelheit.

Kord Schoeler ist Pastor in der Kirchengemeinde St. Andreas in Hamburg-Harvesterhude. Seit März beherbergt das Gotteshaus mit der kleinen Kapelle einen Ort, an dem die Menschen der Toten der Corona-Pandemie gedenken können. Rund um die Uhr. Und das wird rege genutzt. „Daran ist deutlich zu sehen, dass es ein Bedürfnis nach einem Ort gibt, um gemeinsam zusammenzukommen – nicht zur selben Zeit, aber nacheinander – und die Spuren von anderen Menschen in Form einer Kerze oder eines Zettels mit einem Gebetsanliegen zu finden“, so Schoeler.

„In den vergangenen Monaten sind wir in einer Weise mit unserer Sterblichkeit konfrontiert worden, die neu für uns ist“, erklärt er. Doch um sich selbst zu schützen, würden sich die Menschen mit den Einschränkungen im Alltag statt ganz konkret mit dem Sterben beschäftigen. „Ich habe den Eindruck, dass wir bislang vermeiden, uns damit auseinanderzusetzen“, sagt er.

Räume der Trauer

Wie wird der Verstorbenen der Corona-Pandemie gedacht?



Foto: Hanna-Georg Hahn

Ob digital oder real: Pastor Kord Schoeler (L.) und Vikar Jakob Pape schaffen öffentliche Räume zum Gedenken.

Mit der Offenen Kapelle will die Gemeinde genau das versuchen: einen Gedenkort für Verstorbenen der Corona-Pandemie schaffen. Einen Ort der Auseinandersetzung. Es sei viel schwieriger, Schmerz und Trauer allein und isoliert zu erleben, ihn ins Leben zu integrieren, als geteilt, so Schoeler. „In meinen Augen ist aktuell genau das eine wichtige Aufgabe und Verantwortung der Kirche, in diesem Bereich präsent zu sein.“

Die Gemeinde bietet außerdem gemeinsame Gedenkeiern auf dem Kirchplatz an oder aber, dass die Namen der Verstorbenen in der Kapelle auf einer Plexiglasplatte verewigt werden. „Damit haben wir aber scheinbar keinen Nerv getroffen“, so Schoeler. Dabei täte es der Stadt gut,

ist sich der Theologe sicher. „Vermiedene kollektive Trauer wird sich irgendwann äußern.“

Doch wenn die Menschen nicht auf dem Kirchplatz gedenken wollen, dann vielleicht im Internet. Das dachte sich zumindest Jakob Pape. Seit Oktober ist er Vikar an der St.-Andreas-Gemeinde und hat auf Instagram das Profil „Mehr als nur eine Zahl“ ins Leben gerufen. „Wir haben ja täglich große Zahlen, die uns da entgegenschlagen. Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass hinter dieser Zahl mehr steckt. Dass da von Personen die Rede ist“, erklärt er. Wer einen Corona-Toten betrauert, kann an Pape eine Nachricht schicken. Er veröffentlicht dann halb anonymisiert Daten und Besonder-

heiten der Person. Da wird an Dietmar erinnert, der große Pläne hatte und von einem Motorrad träumte.

„Wenn wir heute irgendeinen schrecklichen Unfall hätten, bei dem mehr als 1000 Leute sterben, dann würde es in Deutschland ein öffentliches Gedenken geben. Wir würden als Gesellschaft innehalten. Dieses Innehalten findet aus meiner Sicht zu wenig statt“, meint Pape. Es sei aber wichtig, um den Angehörigen zu zeigen, dass sie in ihrer Trauer nicht allein sind.

Für Trauer gebe es kein Patentrezept, so Pape. „Aber Reden hilft. Und wenn das gerade persönlich nicht möglich ist, sind sicherlich auch Soziale Medien ein Weg, mit anderen ins Gespräch zu kommen.“

Impfung als Christenpflicht

Hoffnung in Kliniken und Heimen: Betreute und Pflegendе erhalten Corona-Impfdosis

VON THORGE RÜHMANN

Flensburg. Margot Dietz-Wittstock arbeitet als Krankenschwester im Diako-Krankenhaus Flensburg, einem der größten Krankenhäuser in Schleswig-Holstein. Dort ist sie die erste Mitarbeiterin, die gegen das Coronavirus geimpft wurde. Wie hat sie das erlebt? „Ich wurde schon viel geimpft, da ich in Auslandseinsätzen tätig bin. Und das war jetzt nicht anders – eine Injektion in den Oberarmmuskel wie bei jeder anderen Impfung auch“, sagt sie.

In einer ersten Welle wurden in der Flensburger Klinik Mitarbeiter geimpft, die direkten Kontakt zu Corona-Patienten haben: etwa in der Notaufnahme, auf der Isolier- oder auf den Intensivstationen. Je nach Priorisierung erhielten die Mitarbeiter Post von Betriebsärztin Birgit Bronnert und kamen dann einzeln und unter besonderen Hygieneregeln an die Reihe. Der Vorgang selbst dauerte nur eine Viertelstunde. Davon hatte die Verabreichung der Impfdosis den geringsten Anteil, in der übrigen Zeit wurden Anzeichen von Unverträglichkeit, einer allergischen Reaktion abgewartet. Bei Schwester Margot traten keine auf: Der Oberarm habe sich eine Zeit lang anders angefühlt als sonst, berichtet sie. Am folgenden Tag habe sie sich ein wenig müder gefühlt – „aber in keiner Weise so, dass ich

nicht in der Lage gewesen wäre zu arbeiten“. Die zweite Spritze gibt es drei Wochen später.

Die Diakonie Schleswig-Holstein betreibt landesweit Einrichtungen, in denen Menschen betreut werden. Knapp ein Drittel der Bewohner der Pflegeheime sei bisher geimpft – und die Bereitschaft dazu sei sehr hoch, sagt Landespastor und Diakonie-Chef Heiko Naf: „Von 95 Bewohnern in einer Einrichtung lassen sich 90 impfen.“ Die Aktion zu organisieren, sei zwar aufwendig, doch alles funktioniert: „Es läuft sehr gut. Man

merkt, dass da eine unglaubliche Erleichterung ist, wenn die Impf-Teams in die Einrichtungen kommen.“

In vielen Bereichen der Diakonie mussten seit Beginn der Pandemie neue Herausforderungen gestemmt werden, schildert Naf. „Es ist eine ganz große Anspannung unter allen Verantwortlichen. Bei den Einrichtungen vor Ort, in der Pflege, aber auch in der Arbeit mit Menschen mit Behinderungen, in der Obdachlosen-Arbeit. Wir sind jetzt herausgefordert, den entsprechenden Schutz zu geben, aber auch, immer

wieder zu ermutigen, die Hoffnung nicht aufzugeben.“

Er hält die Debatte über eine Impfpflicht für das Pflegepersonal für verfrüht und nicht verantwortlich, da man noch in der ersten Anwendungsphase der Impfung sei. Schwester Margot hingegen ist von deren Notwendigkeit und Nützlichkeit überzeugt. „Ich halte es absolut für richtig. Und finde es völlig korrekt, das für Menschen, die in der Pflege arbeiten, zur Pflicht zu machen. Wir haben hier eine ganz andere Verantwortung als der Privatmensch.“

Die Haltung von Impferweigerern im Pflegepersonal kann sie nicht nachvollziehen. Schließlich gebe es andere Impfungen, die für Menschen im Gesundheitswesen vorgeschrieben seien, etwa gegen Hepatitis B. „Eine Erkrankung, die so weitreichende Folgen hat wie Corona, da finde ich: Es ist meine Christenpflicht. Es geht schließlich um mir anvertraute Menschen.“

Fühlt sie sich nach der Impfung nun besser gegen Corona gewappnet, vielleicht gar unangreifbar? Die Krankenschwester lacht, dann wird sie ernst und sagt: „Das wäre fatal, wenn man nun denken würde, Ich habe einen Schutzmantel um mich herum. Ich halte genauso jegliche Hygiene- und Abstandsregeln ein wie vorher – da ändert sich überhaupt nichts.“



Foto: Anke Bauer

In der Flensburger Diako-Klinik wird Schwester Margot Dietz-Wittstock von Betriebsärztin Dr. Birgit Bronnert geimpft.

IN EIGENER SACHE

Liebe Abonnentinnen, liebe Abonnenten,

zum Jahresende 2020 mussten wir Sie darüber informieren, dass wir leider eine Preiserhöhung vornehmen mussten. Heute möchten wir allen Leserinnen und Lesern für ihre Treue zur Kirchenzeitung danken – damit tragen Sie entscheidend dazu bei, Ihre Zeitung zu erhalten.

Besonders danken möchten wir denjenigen unter Ihnen, die zudem durch einen Solidarbetrag dazu beitragen, dass anderen bedürftigen Lesern geholfen werden kann.

Wenn Sie sich für das Solidaritätsabonnements entscheiden, helfen Sie ganz konkret den Lesern, die die Kirchenzeitung ohne Unterstützung kündigen müssten, da sie die Preiserhöhung nicht bewältigen könnten.

Wir möchten, dass sich jeder die Kirchenzeitung leisten kann, der sie lesen möchte! Wenn also auch Sie anderen helfen wollen, die Zeitung weiter zu beziehen und den monatlichen Aufschlag von 2,50 Euro für das Solidaritätsabonnements erübrigen können, sind wir sehr dankbar und freuen uns von Ihnen zu hören.

Mit den besten Wünschen, Ihre Tilman Baier, Chefredakteur und Matthias Gülzow, Geschäftsführer

● Sie erreichen unseren Leserservice unter **0431/55 77 92 71** oder schreiben Sie uns eine E-Mail an leserservice@evangelische-zeitung.de.

IMPRESSUM

Herausgeber: Ev. Presseverband Norddeutschland GmbH
Verlag: Ev. Presseverlag Nord GmbH, Gartenstraße 20, 24103 Kiel
Redaktionskollegium: 19055 Schwerin, Schliemannstraße 12 a
Redaktionssekretariat: Tel. 040/70 975 240, Fax: 040/70 975 249, Schillerstraße 44a, 22767 Hamburg, redaktion-schwerin@kirchenzeitung-mv.de
Chefredaktion: Pastor Tilman Baier (tb) [vi.S.d.P.], Tel. 0385/30 20 818, baier@kirchenzeitung-mv.de
Chefin vom Dienst: Mirjam Rüscher (mrr), Tel. 040/70 975 243, ruescher@evangelische-zeitung.de
Koordinierende Redakteur: Cosma Jäckel (cjl), Tel. 040/70 975 242, jaeckel@evangelische-zeitung.de
Redaktion Mecklenburg: Marion Wulf-Nixdorf (mw), Tel. 0385/30 20 812, wulf-nixdorf@kirchenzeitung-mv.de
Redaktion Vorpommern: 17489 Greifswald, Domstraße 23/24, Tel. 03834/77 63 331, Fax 03834/77 63 332, Christine Senkbeil (chs), senkbeil@kirchenzeitung-mv.de
Sybillie Marx (smyl), marx@kirchenzeitung-mv.de
Redakteur für Online und Social Media: Timo Tegatz (tt), Tel. 040/70 975 245, tegatz@evangelische-zeitung.de
Anzeigenservice: KONPRESS-Medien eG, Hanauer Landstraße 189, 60314 Frankfurt am Main, Tel. 069/2562945 19, anzeigen@konpress.de. Zurzeit gilt die Anzeigenpreisliste 2018. Mitglied der KONPRESS Anzeigen eG. IWW geprüft.
Marketing: Michaela Jestrimski, Schliemannstraße 12 a, 19055 Schwerin, Tel. 0385/30 20 80, Fax 0385/30 20 823,
LeserService: leserservice@kirchenzeitung-mv.de
Layout: Christine Matthes, Allison Liebke, Noreen Leipold
Druck: DEWEZET, 31784 Hameln
 Die Mecklenburgische & Pommersche Kirchenzeitung erscheint wöchentlich. Der monatliche Bezugspreis beträgt 8,30 Euro einschließlich Zustellgebühr. Alle Preise inkl. der gesetzlichen Mehrwertsteuer. Nach Ablauf des vertraglich vereinbarten Bezugszeitraumes sind Kündigungen nur mit einer Frist von sechs Wochen zum Quartalsende möglich. Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar. Erfüllungsort und Gerichtsstand ist Kiel. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird kein Honorar gezahlt.

Bei allen Fragen zur Zustellung oder zu Ihrem Abo ist unser Leserservice unter Telefon **0431/55 77 99**, Fax **0431/55 779 292** oder per E-Mail an leserservice@kirchenzeitung-mv.de für Sie da.

BRIEFE AN DIE REDAKTION

Das Interview „Etwas ganz Besonderes“ in Ausgabe 2, Seite 13, mit Sophie Ludewig über die Kirchentage der Landeskirchen Mecklenburg und Greifswald in den 80er-Jahren hat Einspruch von damals Aktiven herausgefordert. So schreibt Ingrid Plath, Koserow:

„Realität ist eine andere“

Ich war von Mitte 1971 bis zum 31. Dezember 2005 Geschäftsführerin des Greifswalder und nach 1990 des Pommerschen Landesauschusses des DEKT, blieb aber bis September 2010 Mitglied des Landesauschusses. In diesen Jahren haben wir gemeinsam mit dem Mecklenburger Landesauschuss regionale Kirchentage geplant und verantwortet. Zu dem Beitrag will ich zwei Anmerkungen (Richtigstellungen) machen, und ich wundere mich, dass Frau Ludewig keine Rücksprache mit mir gesucht hat.

1. Besuch des Aktkanzlers Helmut Schmidt anlässlich des Kirchentages 1988 in Rostock: So ein Kirchentag braucht mindestens zwei Jahre Planung und Vorbereitung. Es gab sechs Arbeitsgruppen an unterschiedlichen Rostocker Orten, die von 9 bis 18 Uhr tagten. Etwa Ende April/Anfang Mai 88 kam eine Anfrage aus dem Präsidium des Evangelischen Kirchentages DDR, ob der Vorbereitungsausschuss des Rostocker Kirchentages einen Vortrag von Helmut Schmidt in sein Programm aufnehmen kann.

Das brachte uns als Zentrale Vorbereitungsgruppe (ZORG) in erhebliche Schwierigkeiten, auch und vor allem gegenüber den Arbeitsgruppenleitern, denn die Programme waren ja fertig und der Vortrag würde fast alle Teilnehmer aus den Gruppen abziehen. Nach längeren Diskussionen mit allen Beteiligten stimmten wir dem Beitrag von H. Schmidt zu und nannten die Marienkirche als Ort für seinen Vortrag.

2. Der letzte Satz des Interviews mit Frau Ludewig schließt mit ihrer Bemerkung, dass der Greifswalder Ausschuss Abstand von weiteren gemeinsamen Kirchentagen genom-

men hat. Die Realität ist eine andere. Wir hatten auch gar keinen Grund, die Zusammenarbeit einzustellen. Beim Hamburger Kirchentag 1995 haben wir mit anderen gemeinsam ein 3-tägiges Zentrum „Wenn Grenzen fallen“ verantwortet. Mecklenburger waren an der Vorbereitung und Durchführung beteiligt.

2002 konnten wir endlich den lang gehegten Wunsch, einen Kirchentag in Neubrandenburg zu veranstalten, realisieren. Zu DDR-Zeiten war Neubrandenburg eine „rote“ Stadt, ein Kirchentag war da nicht genehmigungsfähig. 2006 gab es einen gemeinsamen Kirchentag in Schwerin.

Alle Veränderungen seit 1990 haben auch die Kirchentagsverantwortlichen nicht unberührt gelassen. Gemeinsame Aktivitäten sind auf Grund von Kräftemangel und der Dominanz des DEKT schwer möglich. Die Evangelische Kirchentagsarbeit ist ein wichtiger Faktor im kirchlichen Leben der Gemeinden. Heute gibt es andere vielfältige Möglichkeiten.

Und Pastor i.R. Arvid Schnauer, Rostock, schreibt:

Klärungsbedürftig

Sicher ist es für jemanden, der sich 30 bis 40 Jahre nach den Ereignissen durch Akten und Einsichten ehemaliger Mitgestalter zu einer solchen Dokumentation und Veröffentlichung hindurchkämpft, schwierig, alle Nuancen zu erfassen; und von daher muss dieses Buch, das ich noch nicht lesen konnte, sehr gewürdigt werden. Aber als einer, der ab 1983 über viele Jahre in der Kirchentagsarbeit gestanden hat, den 1983er-Kirchentag in Rostock als Ortsverantwortlicher organisiert und später als Landesauschussvorsitzender die Kirchentagsarbeit geleitet hat, den Rostocker Stadtkirchentag zum Jubiläum 77 Jahre Rostock und den Landeskirchentag 2002 in Neubrandenburg aus der Taufe gehoben hat, möchte ich doch einige Klärungen ansprechen.

1. In der Antwort auf die Frage von Sybille Marx zu Ergebnissen der Forschung heißt es: „Bemerkenswert fin-

de ich, dass bei den Kirchentagen Laien eine untergeordnete Rolle spielten.“ Das ist – mit Verlaub gesagt – so falsch. Denn Frau Ludewig hat einige Zeilen später die natürliche Erklärung aus der sozialistischen Zeit gebracht, dass die staatlichen Stellen ungern Vertreter aus der Gemeinde als Verhandlungspartner akzeptierten und als solche immer mindestens Pastoren haben wollten. Aber es bleibt Fakt, dass ohne die Gesamtzahl aller, die Jahre vorher mit der Planung begonnen und den Kirchentag auch durchgeführt haben, dieser nicht möglich gewesen wäre.

Denn allein beim Kirchentag 1983 in Rostock hatten Laien eigenverantwortlich folgende Untergruppen geleitet: (aus der Erinnerung, ohne noch Unterlagen zu haben), also Verpflegung, Empfangsbüro, Finanzen/Abrechnung, Ökumenische Gäste, Quartiere, Radfahrtruppe, Abend der Begegnung, Gottesdienstvorbereitung/Abendmahlsfeier, Sonderzüge, Presseverantwortliche, Beflagung und Großplakate und Drucksachen. Das waren alles gestandene Persönlichkeiten aus den Gemeinden, ohne deren aufopferungsvolles und damals für sie persönlich auch gefährliches Engagement der Kirchentag wirklich nicht hätte stattfinden können!

2. Raum für Andersdenkende und Friedensgruppen bot der Kirchentag 1983 mehrere. Auch hier muss ich der Autorin widersprechen. Als wir in der damals zur Verfügung gestellten Rostocker Sport- und Kongreßhalle den großen Saal für ein Referat mit anschließender Diskussion vorbereiteten und die Mikrofone in die Gänge stellten, gab es großen Zoff mit den Verantwortlichen. „Sie können doch nicht einfach Mikrofone hinstellen, ohne zu wissen, was die Menschen sagen werden. Das ist eine Provokation. Wir müssen alle Redebeiträge vorher kennen...“ Mit Hinweis auf das Motto des Kirchentags „Vertrauen wasgen“ haben wir die Funktionäre gebeten, ihre Sorgen zu überwinden, was auch tatsächlich geschah.

Weiter gab es mehrere Gesprächsveranstaltungen (etwa in der Studen-

tengemeinde), die der Staatsapparat zunächst nicht dulden wollte, die aber alle durchgesetzt werden konnten – ohne Angst, wie sie Frau Ludewig in der Antwort schildert, und ohne Aufruf zu erhoffen.

3. Die Unterschiede der beiden Landeskirchen in ihrem Verhalten gegenüber dem sozialistischen Staat und dem MS sind in ihrer ganzen Bedeutung erst nach der Öffnung der Stasi-Akten zu Tage getreten, aber auffällig war sie schon in der direkten Phase. (Beispiele dafür muss ich mir verbieten, könnten aber gern nachgefragt werden!)

Mit dem Begriff „Rebellion, Rebellion“ ist der Sachverhalt wohl kaum zu beschreiben. Wir hatten ja einen (inneren) Auftrag, der uns bestimmte und den wir nicht aufs Bestimmen wollten. Nicht um Provokation ging es uns, sondern um die Übersetzung des christlichen Glaubens in den konkreten, sozialistischen Alltag. Wenn der Staat mit seinen Funktionären Anstoß an manchen Inhalten nahm, versuchten wir, diese trotzdem (manchmal auf veränderte Weise) in die Öffentlichkeit zu bringen, die uns in diesem Jahr durch die besondere historische Konstellation plötzlich gegeben war.

4. Um der Wahrheit willen muss zu den Schlussätzen des Artikels „In der Folge hat der Greifswalder Ausschuss Abstand genommen von der Idee, einen weiteren gemeinsamen Kirchentag mit den Mecklenburgern zu organisieren...“ gesagt werden, dass die neuen Konstellationen und die Diskussion über die „Ordnungen“ im Mecklenburger Landesauschuss in Verbindung mit Personalfragen zu diesem Ergebnis geführt haben.

Wir in der Redaktion freuen uns über Leserbriefe zu Beiträgen in unserer Zeitung, auch wenn sie nicht der Meinung der Redaktionsmitglieder entsprechen. Wir behalten uns aber bei Abdruck sinnwährende Kürzungen vor.

Per E-Mail an: leserbriefe@kirchenzeitung-mv.de

KREUZWORTRÄTSEL

reich, begüßert	Ausgang auf Schiffen	...fröh, als die Sonne aufging (Mk 16,2)	öffentl. Aushang	ich will auch tragen, bis ihr werdet (Jes 48,4)	Ein Herz, das... liebet (EG 10,3)	Sied n träge in dem, was ihr... sollt (Röm 12,11)	Mensch zwischen 20 und 29 Jahren
19	8	14	21	2	22	23	
Wäre ohne Markenzeichen	liegst du, so wirst du suß... (Spr 3,24)	früherer Bundespräsident	überwinde das... mit Gulem (Röm 12,21)	Er ist nur... zu sehen, und ist doch rund (EG 482,3)	Kfz-Kennz. Beckum	Auf... und Glauben (2. Kön 22,7)	Am... bin ich noch immer bei dir (Ps 139,18)
9	16	13	17	1	23	1	
gelb-bräuner Uniformstoff	Oper von Verdi	rumän. Donaulandschaft	menschlich	auf... und Glauben (2. Kön 22,7)	Getränk für kalte Winterabende	Am... bin ich noch immer bei dir (Ps 139,18)	
18	20	12	10	1	5		
frz. Mezzosopranistin (Madame) 1830-93	Initialen Lincolns	König der Elfen	pommer.: kleine Insel	Wärmequelle (Jes 30,14)	weibl. Vorname		
3	7	10	15	24	15		
Jesus: Nimmst, das ist mein... (Mk 14,22)	Stadt in Piemont	Jesus: Nimmst, das ist mein... (Mk 14,22)	Kredit	11	25		

Schicken Sie Ihre Lösung per E-Mail, Fax oder Postkarte an die Evangelische Zeitung. Unter allen Einsendern verlosen wir einen Blumenstrauß. Einsendeschluss: 1. Februar 2021

Evangelischer Presseverlag Nord GmbH
Stichwort: Kreuzworträtsel
 Schillerstr. 44a, 22767 Hamburg
 Fax: 040/70 975 249
raetsel@epv-nord.de

Auflösung aus Ausgabe Nr. 2 „SEI MIT UNS AUF UNSEREN WEGEN“

O W W W W K
 O E K U M E N E P F A D
 H I N L U G A M L O
 T R A R A G H A G A R
 U K A P E R M A
 N A H O S T R L R I D
 E G G E Z G R A E T E
 A R M E H L U B A E
 S A R I S A U B E N
 T R I T T S K O N T O

Gewonnen hat:
Joachim Meyer
04229 Leipzig

Was ist Wahrheit angesichts des Wahrheitsanspruchs anderer Religionen?



PROFESSOR DR.
WOLFGANG REINBOLD

ist Beauftragter für Kirche und Islam der Landeskirche Hannovers.

Foto: privat



Drei Porträts aus der Ausstellung „Religramme“ von 2015: Die Jüdin Judit Marach, die Pastorin Wencke Breyer und der Hindu Balubramanian Ramani.

Almut Luther aus Göttingen und Christa Lippold aus Ahrensburg fragten: Was ist Wahrheit angesichts anderer Religionen, die auch einen Wahrheitsanspruch haben? Gibt es eine christliche Wahrheit? Das sind sehr moderne Fragen, meint unser Autor. Für ihn liegt die Antwort in einer Haltung.

Sehr geehrte Frau Luther, sehr geehrte Frau Lippold,

gern will ich versuchen, Ihre anspruchsvolle Frage in der hier gebotenen Kürze zu beantworten.

Die Kürze empfinde ich dabei eher als Chance denn als Zumutung. Denn im Alltag des interreligiösen Miteinanders ist es ja in der Regel nicht anders. Wenn mir die Frage in einer Diskussionsrunde gestellt wird, habe ich, wenn es gut geht, drei bis vier Minuten. Im Interview meist nur 1.30 – und oft nicht einmal das. Auf Antenne Niedersachsen läuft ein Programm des Evangelischen Kirchenfunks Niedersachsen mit dem Titel „Religion in 60 Sekunden“. Es versucht, Grundfragen des interreligiösen Miteinanders in einer Minute zu beantworten. Je länger wir diese Aufnahmen machen, desto mehr mache ich die Erfahrung, dass die erzwungene Kürze fruchtbar sein kann: Sie zwingt mich, die Dinge einfach zu sagen. Gewiss ist das nicht bei jedem Thema möglich. Manches ist so kompliziert, dass ich in 60 Sekunden im Grunde nur sagen kann, dass es kompliziert ist. Aber auch in solchen Fällen finden sich doch manchmal Antworten, die klar und in einem guten Sinne „einfach“ sind. Diese Antworten empfinde ich als etwas sehr Kostbares.

Was das Verhältnis zwischen den Religionen und Weltanschauungen anbetrifft, stelle ich immer wieder fest: In vielen Fällen haben wir diese im guten Sinne einfachen Antworten

nicht zur Hand. Das dürfte vor allem zwei Gründe haben. Bestimmte Fragen stellten sich zur Zeit unserer (Groß-)Mütter und (Groß-)Väter gar nicht – die Frage etwa, wie wir's theologisch mit dem Islam halten, ist eine Frage, die noch zu meiner Schulzeit kaum jemand gestellt hat; damals war man in Deutschland entweder evangelisch oder katholisch; nur die Experten interessierten sich für solche Dinge. Andere Fragen gab es schon – aber die Antworten, die man seinerzeit gab, sind heute nicht mehr zu verantworten. Das betrifft insbesondere unser Verhältnis zum Judentum. Fast alle kirchlichen Erklärungen und Texte, die vor 1950 geschrieben wurden, können wir heute nicht mehr ohne kritische Anmerkungen zitieren. Zu abwertend und diskriminierend und oftmals ungeheuerlich ist das, was man christlicherseits bis dahin zur „Judenfrage“ zu sagen hatte.

Ein jeder hat seine guten Gründe

Haben wir in Bezug auf Ihre Frage nach der Wahrheit und den Religionen schon eine im guten Sinne einfache Antwort zur Hand? Wenn ich recht sehe, sind wir seit etwa einem Jahrzehnt dabei, eine solche Antwort zu modellieren. Ihre wichtigsten Elemente sind die drei folgenden:

1) Niemand von uns ist in der Lage, diese Frage „objektiv“ oder „neutral“ zu beantworten. Um das leisten zu können, müssten wir eine Vogelperspektive einnehmen. Wir müssten uns aufschwingen in die Luft und von oben auf die Menschen und ihre Religionen hinuntersehen können. Das aber ist uns unmöglich. Unsere Position ist hier unten auf der Erde. Wir können nicht heraus aus unserer Haut, aus unserer Herkunft und Erziehung, aus all unseren bewussten und unbewussten Prägungen.

Was wahr ist und was nicht, weiß allein Gott.

2) Wir können die Wahrheitsfrage nur für uns beantworten: als unser Bekenntnis. Dies tun wir, indem wir bekennen: „Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde, ...“ .Christliche Wahrheit ist in diesem Sinne stets konkret: Sie gilt von mir, von uns, gilt hier, gilt heute. Jede Generation muss die Frage nach der Wahrheit aufs Neue stellen und für sich beantworten.

3) Es steht mir nicht zu, andere religiöse Gewissheiten zu kritisieren. Mein christlicher Glaube ist meine individuelle Gewissheit. Ebenso verhält es sich bei meinem Gegenüber. So wie ich meine Überzeugung für wahr halte, hat mein Gegenüber das Recht, seine oder ihre Überzeugung für wahr zu halten. Die dem christlichen Glauben angemessene Rechtsform ist daher die Religionsfreiheit, wie sie in Artikel 4 des Grundgesetzes festgeschrieben ist. Wo die Grenzen der aktiven und passiven Religionsfreiheit verlaufen, entscheiden jeweils der Gesetzgeber und im Zweifelsfall die Gerichte (wie es gerade in jüngster Zeit sehr häufig der Fall ist).

Versucht man, diese drei Grundeinsichten noch stärker zu elementarisieren und sie in einem einfachen Satz zu bündeln, kann man etwa formulieren: Ich habe meine guten Gründe für meine religiöse Überzeugung. Ich erkenne an: Du wirst deine guten Gründe für deine religiöse oder weltanschauliche Überzeugung haben. Davon erzählt die interaktive Wanderausstellung „Religramme“. Oder: „So wie ich meine Überzeugung für wahr halte, hat der andere das Recht, seine Überzeugung für wahr zu halten, und umgekehrt“, so heißt es in der Schrift „Rechtfertigung und Freiheit. 500 Jahre Reformation 2017“ der Evangelischen Kirche in Deutschland auf Seite 58.

Folgt daraus, dass ich mein Gegenüber also besser nicht mit „meiner“ Wahrheit konfrontieren sollte? Gewiss nicht. Im interreligiösen Gespräch wird von mir im Gegenteil sogar erwartet, dass ich dies tue. Nur dann entsteht ja ein „Dialog“, der mit Recht als solcher bezeichnet werden kann. Christen und Muslime etwa sind in vielen Fragen partout nicht einer Meinung. Und doch ist es möglich, auch über diese Fragen in ein ernsthaftes Gespräch einzutreten. Entscheidend ist stets die Haltung, mit der das Gespräch geführt wird.

Mir sind in diesem Zusammenhang die folgenden biblischen Leitlinien besonders wichtig geworden:

- Als Christen sind wir durch Gottes Wort zur Demut aufgerufen. Es steht uns nicht zu, zu behaupten, dass niemand außer uns Gott in Wahrheit kenne. Wir missbrauchen die Schrift, wenn wir ihre Worte benutzen, um unsere Überlegenheit zu begründen.

- Als Christen sind wir gewiss, dass Gott allen seinen Geschöpfen gegenwärtig ist. Wir missbrauchen den Namen Gottes, wenn wir andere Menschen in seinem Namen herabsetzen.

- Als Christen ist uns gesagt, dass das ethische Zentrum der Schrift das Doppelgebot der Liebe ist. Wir halten uns nicht selbst für klug, blähen uns nicht auf und sind auf Gutes bedacht gegenüber jedermann. Wir treten unsere eigenen Werte mit Füßen, wenn wir Menschen mit anderer religiöser Überzeugung ohne Respekt begegnen.

Damit ist die maximale Zeichenzahl schon erfüllt. Ich hoffe, Ihre Frage nicht missverstanden zu haben. Für Rückfragen und weitere Literaturhinweise stehe ich gern zur Verfügung.

Mit herzlichem Gruß

IHR WOLFGANG REINBOLD

Denken und ausprobieren

Literatur:

Kirchenamt der EKD (Hg.), Christlicher Glaube und religiöse Vielfalt in evangelischer Perspektive. Ein Grundlagentext des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 2015

Reinhold Bernhardt: Inter-Religio. Das Christentum in Beziehung zu anderen Religionen, Zürich 2019

Wolfgang Reinbold: Gottesdienste und religiöse Feiern im multireligiösen Kontext, in: Jochen Arnold u.a. (Hg.), Gottesdienste und religiöse Feiern in der Schule, Hannover 2015

Im Internet:

Die Ausstellung „Religramme“ gibt es auch unter www.gesichter-der-religionen.de.

Die Hamburger Kunsthalle und die Akademie der Weltreligionen bieten die Reihe „Kunst im interreligiösen Dialog“. Zum Termin am Donnerstag, 28. Januar, gibt es einen Livestream.

Für unseren Glaubenskurs haben wir Sie gebeten, uns Fragen rund um die Themen Glaube, Kirche, Religion und Gesellschaft zu schicken. Diese haben wir weitergegeben – an fachkundige Menschen, die hier Antworten wagen.

PSALM DER WOCHE

Weise mir, HERR, deinen Weg,
dass ich wandle in deiner Wahrheit;
erhalte mein Herz bei dem einen,
dass ich deinen Namen fürchte.

aus Psalm 86, 1-11

Manchmal, Gott,
wenn auf dem Lebensweg meine Schritte
unsicher werden und
das Ziel
aus den Augen geraten ist, dann
sende mir Engel, Menschen, Wegweiser,
die erzählen,
was du mit mir vorhast.

Ulrich Meyer



Foto: Titman Baier

Nicht immer sind Wegweiser sofort gut lesbar – es braucht dann etwas Mühe, um die richtige Richtung zu wählen.

DER GOTTESDIENST

3. Sonntag nach Epiphania

24. Januar

Wochenspruch: Es werden kommen von Osten und von Westen, von Norden und von Süden, die zu Tisch sitzen werden im Reich Gottes. Lukas 13, 29

Psalm: 86, 1-2, 5-11

Altes Testament: 2. Könige 5, (1-8) 9-15 (16-18), 19a

Epistel: Römer 1, 13-17

Evangelium: Matthäus 8, 5-13

Predigttext: Rut 1, 1-19a

Lied: Lobt Gott den Herrn, ihr Heiden all (EG 293)

Liturgische Farbe: weiß

Dankopfer Nordkirche: zur freien Entscheidung durch die eigene Kirchengemeinde

Nähere Informationen zu den Pflichtkollekten der Nordkirche sowie der Landeskirche Hannovers können Sie auch auf den jeweiligen Internetseiten der Landeskirchen nachlesen unter der Rubrik „Abkündigungstexte“.

Dankopfer Landeskirche Hannovers: freie Kollekte

Dankopfer Landeskirche Oldenburg: EKD – Ökumene und Auslandsarbeit (Nr. 2)

Dankopfer Landeskirche Braunschweig: freie Kollekte – Bestimmung durch den Kirchenvorstand

Dankopfer Bremische Evangelische Kirche: Evangelisches Studienwerk e. V. Villigst

TÄGLICHE BIBELLESE

Montag, 25. Januar:

Apostelgeschichte 16, 9-15; Lukas 6, 36-42

Dienstag, 26. Januar:

Römer 15, 7-13; Lukas 6, 43-46

Mittwoch, 27. Januar:

Rut 1, 1-8 (9-15) 16-19a (19b-21); Lukas 6, 47-49

Donnerstag, 28. Januar:

Apostelgeschichte 13, 42-52; Lukas 7, 1-10

Freitag, 29. Januar:

Kolossier 1, 24-29; Lukas 7, 11-17

Sonnabend, 30. Januar:

Offenbarung 15, 1-4; Lukas 7, 18-23

SCHLUSSLICHT

Erhört Gott meine Gebete?

Jeder dritte Deutsche hatte schon das Gefühl, dass Gott sein Gebet erhört hat. Gegenüber dem Markt- und Sozialforschungsinstitut INSA-Consultore in Erfurt verneinten 39 Prozent diese Aussage. 15 Prozent antworteten mit „weiß nicht“, und 13 Prozent machten keine Angaben. Weibliche Befragte gaben häufiger an, dass sie schon das Gefühl einer Gebetserhöhung hatten als männliche (38 zu 29 Prozent). Die 50- bis 59-Jährigen stimmen öfter zu (38 Prozent) als andere Altersgruppen (jeweils 31 bis 33 Prozent). Einen Unterschied gibt es auch bei den befragten Deutschen in West und Ost (35 zu 26 Prozent). Bei den Konfessionen hatten vor allem Freikirchler und Muslime den Eindruck einer Gebetserhöhung (52 zu 51 Prozent). Katholiken sind etwas häufiger dieser Meinung (42 Prozent) als landeskirchliche Protestanten (40 Prozent). *idea*

Vollkommene Hingabe

Wie aus einem militanten Inquisitor ein liebevoller Missionar wurde

Der 3. Sonntag nach Epiphania hat als Kernbotschaft, dass der Gott der Juden auch Gott der Heiden sein will. Es war Paulus, der diese Botschaft in die griechisch und römisch geprägte Welt trug und damit auch nach Europa. Er lebte nach einer Wandlung vor, was christliche Mission sein sollte: ein liebevolles Angebot an Sinnsuchende.

VON UWE METZ

Wenn es um das Thema christliche Mission geht, dann kommt man an dem Apostel Saul von Tarsos, genannt Paulus, nicht vorbei. Über keine andere Person im Neuen Testament, nicht einmal über Jesus, wissen wir so viel wie über ihn.

Saul war ein jüngerer Zeitgenosse Jesu. Er stammte aus Kilikien, der heutigen türkische Mittelmeerprovinz Mersin. Saul wird in den Zwanzigern gewesen sein, als sich die Ereignisse um den Messias in Jerusalem zuspitzten. Der hoch gebildete Schriftgelehrte und Anhänger der jüdischen Partei der Pharisäer stammte aus dem angesehenen Stamm Benjamin und war ein leidenschaftlicher Verfechter des jüdischen Glaubens.

Die Ereignisse, die nach der Hinrichtung des Nazareners geschahen, das Gerücht, jener sei von den Toten auferstanden und habe sich dadurch als wahrhaftiger Sohn Gottes erwiesen, stießen bei ihm auf tiefe Ablehnung. Er erbot sich, die Anhänger in

den Reihen seiner Volksgenossen aufzuspüren und auszuliefern.

Wie Saulus zum Paulus wurde, erzählt dramatisch Lukas in seiner Apostelgeschichte. Paulus selbst bleibt knapp, wenn es um dieses Ereignis geht. Er ist sich bewusst, dass, bei aller Hochschätzung, die er Wort und Predigt entgegenbringt, nichts überzeugender spricht als das Leben selbst. Er ist das Buch, in das Christus schreibt, und jeder soll allein Jesus an Paulus erkennen. Paulus ist mit aller Hingabe Zeuge.

Hingabe, das ist die größte Gemeinsamkeit mit dem alten Saulus und zugleich der größte Unterschied zu ihm: Bedingungslose Hingabe für

die Einhaltung des göttlichen Gesetzes ließ ihn zum Verfolger werden. Bedingungslose Hingabe machte ihn zum Apostel Jesu. Die verwandelnde Erfahrung, die Saulus zu Paulus werden ließ, aber weckte in ihm die Liebe zu den Menschen, denen er seine Botschaft bringen wollte, auch wenn ihnen diese als Irrsinn erscheinen musste.

Mission, das war für ihn neben dem Wort vor allem die Predigt durch die eigene Existenz, so wie er es im Römerbrief zusammenfasste: „Keiner von uns lebt sich selbst, und keiner stirbt sich selbst. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn.“



Paulus predigt im nordgriechischen Beroea, dem heutigen Veria. Nur mit dem Wort und seinem eigenen Leben, so zeigt dieses Mosaik, will er überzeugen.

Jesus sien Programm

De goode Nachricht un de Pandemie

VON PETER WITTENBURG

„Geld regiert de Welt!“ heit een Seggwurd. Doran glöw ick nich mihr. Mi dücht, wi sünd klöker wurden dörch de Pandemie. Dat Coronavirus hett öwer de ganze Welt Menschen angreifen, egal wat se väl Geld hadden ore man wenig, egal wat dat klooke Lüüd wiren ore Lüüd, de nix von aff wüssen. Överall up uns Ierd hett dat Virus Angst an Bangnis utlöst. Dor wir nich mit Geld gegenantogahn. Wat dat nu vörbie is ore nich, weiten wie noch nich. Wi möten up Kiewiefbliewen.

Giwt Christenlüüd, de seggen, datt Gott dor wat mit todon hett. So hebben se dat al seggt, as dat HI-Virus Menschen angreifen hett, de in ehir sexuellen Lebenswies anners utricht wiren as se. Gott wull dat nich un hett to Straf dat Virus schickt. Jüst so hebben se dat ok bie Ebola seggt, un nu sind se an de Siet von de Verschwörungslüüd un bölden: „Dat is Gott sien Don.“

Dorto meent mien Fründ: „Lüüd, de so snacken un denken, hebben al wat von den BSE-Virus afkrägen, de den Rinnerwahn utlöst hett.“ Nie-nich will uns' Gott, de in Jesus

Mensch wurden is un de dörch Jesus uns sien Programm verklort hett, Menschen strafen un tonicht maken. Jeden kann Jesus sien Programm in de Bargpredigt nahlesen, de up een Wuurd tolöppt: „Gott is de Leiw, un wecker in de Liew blüwt, de blüwt in Gott un Gott in em.“

Sien Wuurd, dat wi jeden Sünndag in de Kirch hören könn' heit nich Strafpredigt gegen de Menschen. Dat heit Evangelium, de goode Nachricht för alle Menschen un uns Ierd:

„Ok du kannst di dorup verlaten: Gott is an dien Siet.“